This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LANE MEDICAL LIBRARY STANFORD
2 45 0295 1535

LANE

MEDICAL LIBRARY

HISTORY OF MEDICINE
AND NATURAL SCIENCES

AMERICAN BANK NOTE CO LITHO

Semmelweis

und andere Geschichten

Baron Alfred von Berger

Semmelweis
und andere Geſchichten

Novellen

Zweite Auflage

Berlin, 1904, F. Fontane & Co.

Alle Rechte
vor allem das Recht der Übersetzung
vorbehalten.

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

LAKE FOREST

S 9134
1909

Semmelweis

Eine österreichische Geschichte

Dem Andenken Billroths

56185

Die Geschichte eines Landsmannes, des österreichischen Arztes Ignaz Philipp Semmelweis, will ich dem heutigen Geschlecht erzählen.

Ich will erzählen, wie dieser merkwürdige Mann eine medizinische Wahrheit fand, welche, gehörig verstanden und verwertet, die Kraft in sich barg, ungezählte Opfer dem Tode zu entreißen und unserer Heimat unvergänglichen Ruhm zu erwerben; welches Schicksal diese Wahrheit hatte und welchen Lohn er selbst empfing.

Daß mein im Kern wahrheitsgetreuer Bericht von selbst zur Novelle wurde, habe ich nicht zu verhindern gesucht. Die Natur selbst hat den Lebenslauf Semmelweis' so gestaltet, daß Hauptsachen verändert und verschwiegen werden müßten, um den Anschein des sinn- und zweckvoll Erfundenen zu vermeiden.

Auch erlaubte mir die poetische Form, vieles

zu ſagen, was nur der Dichter wiſſen kann und ausſprechen darf, und wodurch die Darſtellung der Tatſachen ſich erſt zum lebendigen, ſprechenden und atmenden Bilde vollendet. Sie gewährte mir überdies meinem Stoffe gegenüber, an dem mir das Menſchliche wichtiger war, als das ſtreng Mediziniſche, eine gewiſſe Freiheit, deren ich bedurfte, um das typiſch Bedeutſame dieſes öſterreichiſchen Schickſals kräftig fühlbar zu machen. Denn ähnlich wie Semmelweis iſt es ſchon ſo manchen begabten und verdienſtvollen Öſterreichern ergangen, nur daß bei vielen nicht einmal, da es ſchon zu ſpät war, an den Tag kam, welches Unrecht ſie erdulden mußten, als ſie noch lebten und dem Vaterland gerne genützt hätten.

Erſtes Kapitel.

In dem heißen Sommer des Jahres 1846 hatte der maſſige, mit blondem, über der Stirne etwas gekräuſeltem Haar dicht bewachſene Kopf, der ſtiernackig auf Semmelweis' breitſchultrigem, faſt das Grenadiermaß erreichendem Körper ſaß, noch nicht die leiſeſte Ahnung, welch ein Gedanke übers Jahr in ihm aufgeblitzt ſein würde,

um ihn fortan, bis zum letzten Atemzug, wie ein Dämon zu beherrschen. Dieser junge, in Ofen geborene, der Rasse nach kerndeutsche Arzt war sicherlich einer der frohesten Menschen in dem frohen, alten Wien. Der Druck, der lähmend auf allem geistigen Leben lastete, genierte ihn nicht, denn er bekam ihn nicht zu spüren. Er war ja kein Schriftsteller, der unter der Zensur litt, und alles, was Politik hieß, war seinem allein auf das Sichtbare und Greifbare gerichteten Sinn gleichgiltig. Niemand verhinderte ihn, im Leichenhause des Allgemeinen Krankenhauses unter Rokitanskys Anleitung Leichen zu sezieren und auf Skodas interner Klinik die junge Kunst der Auskultation und Perkussion zu üben. Mit wahrem Heißhunger gab er sich dem medizinischen Studium hin. Wenn er morgens aus festem, traumlosem Schlaf erwachte, war seine erste Empfindung Freude auf den vor ihm liegenden langen Tag und auf all das Neue und Nützliche, das er heute wieder sehen und lernen würde. Die Natur hatte ihn mit den prächtigsten Werkzeugen zu Arbeit und Genuß ausgestattet. Die mächtige, gewölbte Stirn verriet den schnell auffassenden, rasch und gründlich verarbeitenden, fest und zäh behaltenden Geist, die hellblauen, lachend und gescheit in die Welt blitzenden Augen hatten die durch-

dringende Sehschärfe der Rothaut; unter den vollen, roten, sinnlichen Lippen, die ein dicker Schnurrbart halb verdeckte, glänzte ein starkes, makelloses Gebiß, mit dem die muskulösen Kinnbacken wohl den härtesten Markknochen wie eine Haselnuß zu zermalmen vermochten. Die eisenharten Arme, die fleischigen, doch geschickten Hände schienen den Augenblick zu ersehnen, der ihnen gestatten würde, das, was der gewaltige Kopf gelernt hatte, zum Nutzen der Menschen tüchtig zugreifend zu betätigen. Seine Haltung prägte diese Gesinnung aus. Er stand vor dem Leben, als ob er fragte: „Gibt's nichts für mich zu tun? Je härter, desto besser!" Und das war nicht, wie so oft, nur physiognomische Lüge. So war er wirklich. Ein natürlicher Drang, zu helfen, zu retten, zu nützen, wohnte in diesem Hünen. Wenn er dabei seine Körperkraft loslassen konnte, freute es ihn doppelt. Er vermochte nicht müßig zuzusehen, wenn ein paar hungerblasse, verprügelte Lehrjungen sich vergeblich abplagten, einen schwer beladenen Handwagen einen Berg hinanzuschleppen. Flugs packte er die Deichsel, hieß die Jungen auf den Wagen aufsitzen und zog ihn im Trab den Hügel hinauf, wo er jedem der verblüfften Jungen einen Kreuzer in die Hand drückte und lachend davonging. Gestürzten

Pferden auf die Beine zu helfen, war sein besonderes Vergnügen. Denn als ausgezeichneter Reiter verstand er mit Pferden umzugehen. Wie oft fuhr er mit ungarischen Flüchen und deutschen Schimpfworten dazwischen, wenn ein roher Fuhrknecht auf seine ermatteten, zitternden Gäule einhieb. In solchen Fällen kam's ihm auch nicht auf eine derbe Maulschelle an, die ihm zurückzugeben in solchen Momenten, wo der gerechte Zorn seine Kraft verdoppelte, keinem zu raten gewesen wäre. Nachdem er seiner Empörung in solcher Weise Luft gemacht hatte, warf und stemmte er sich in die Räder und ging erst fort, wenn der Wagen wieder flott war, nicht ohne dem Kutscher nebst strengen Ermahnungen für die Zukunft ein Schmerzensgeld für zugefügte wörtliche und tätliche Beleidigung zu verabreichen. Der Medizin hatte sich Semmelweis nicht aus Erkenntnistrieb oder um des Erwerbes willen gewidmet, sondern um den armen, kranken Menschen besser helfen zu können. Das Wissen war ihm nur Mittel zu diesem Zweck; daß man es um seiner selbst willen erstreben könne, begriff er eigentlich nicht. So viel Kraft und Wohlsein spürte er in seinen Gliedern, daß ihm zumute war, mit dem Überschuß alle bleichen Wangen wieder färben und füllen, alle Gebrechlichen

und Schwachen auf feste Beine stellen zu können.

Am liebsten hätte er unmittelbar, nur durch die Gewalt seines Willens, den Bedürftigen von der eigenen Lebensfülle gespendet. Ja, er hatte Momente, in denen die überschäumende Empfindung der Menschenliebe in seiner klopfenden Brust bis zum Gefühl der Allmacht anschwoll und er nicht begriff, warum er nicht eigentlich so gut wie einst der Heiland durch Worte und Berührung Kranke zu heilen und Tote zu erwecken vermöge. Er trug den kindlichen Glauben unbewußt in sich, daß die Natur in dem nämlichen Schoß, aus dem Krankheiten und Tod herauswachsen, auch die Arzneien verbergen müsse, durch welche Krankheit und Tod überwunden werden können. Er konnte nicht fassen, daß die ärztliche Wissenschaft in tausendjähriger Anstrengung ihr diese hilfreichen Geheimnisse nicht längst entrissen habe. Im schweigenden Gestein, in der lautlos wachsenden Pflanzenwelt, im Wehen der Luft, in der wohligen Sonnenwärme ahnte er das Dasein unbekannter Heilkräfte, die sich danach sehnen, von einem Sonntagskind aufgefunden zu werden, um den Kranken Genesung einzuflößen. Eine Natur, die tausendfältiges Siechtum schafft und nicht auch Gegenmittel, es

wieder aufzuheben, diese Vorstellung empfand er als absurd. Darin lag ein Unrecht und eine Bosheit, die ihn empörten. Die entdeckerische und erfinderische Geisteskraft schien ihm dem Menschen zu dem Zwecke verliehen, um diese unerträgliche Unordnung auszugleichen. Daß in allem sinnvolle Gerechtigkeit walten müsse, war ihm so selbstverständlich wie sein eigenes Dasein. Diese Gesinnungen verdeutlichte er sich nicht zu klaren Gedanken, aber sie waren in seinem Lebensgefühl vorhanden und wirksam.

Kein Wunder, daß unter solchen Umständen der Geist der Wiener medizinischen Schule, obwohl er ihre Häupter, allen voran Rokitansky und Skoda, wie Propheten anstaunte und verehrte, zuweilen auf Semmelweis wirkte, wie ein Stück Eis auf eine blutwarme Hand.

Diese geistesgewaltigen Männer schränkten mit bewußter Absicht die wissenschaftliche medizinische Arbeit ein auf Erkenntnis der Krankheiten. Der eine beschrieb aufs genaueste die pathologischen Veränderungen der Organe, welche die Sektionen an Leichen der an verschiedenen Krankheiten Verstorbenen ergaben, der andere suchte scharfsinnige, auf Verwertung der Physik gegründete Methoden zu ersinnen, um diese pathologischen Veränderungen schon dem leben-

den Organismus abzuklopfen und abzuhorchen. Wenn das Ergebnis der Diagnose am Lebenden nachher mit dem Sektionsbefund am Toten übereinstimmte, so war dies der höchste Triumph der medizinischen Wissenschaft. Ja, im Munde der übertreibenden Schüler und Nachbeter schien diese Übereinstimmung sogar ihr einziger Zweck zu sein. Das, was Semmelweis die Hauptsache war, die Heilung, wurde mit Gleichgiltigkeit betrachtet. Ja, unter den jungen Ärzten war es Mode, die Möglichkeit, einen pathologischen Prozeß durch Heilmittel im günstigen Sinne zu beeinflussen, entweder mit absoluter Skepsis zu behandeln oder diese Fragen einem zukünftigen, noch unabsehbar weit entfernten Stand der medizinischen Erkenntnis aufzusparen. Dieser Zustand kam Semmelweis vor, als ob die medizinische Wissenschaft selbst schwer erkrankt wäre. Dies machte ihn aber keineswegs lau in seinem leidenschaftlichen Bestreben, so viel Wissen wie nur irgend möglich in seinem Kopf anzusammeln. Wenn er nur erst alles wüßte, dann, meinte er, würde er mit seinen guten Augen, seinem rastlosen Gehirn und seiner allmächtigen Liebe schon selbst der Natur allerlei Mittel abtrotzen und abllisten, um zu heilen, zu lindern und zu verhüten.

Dieser, Semmelweis bis zur Unheimlichkeit

fremdartige Geist der Wiener medizinischen Schule war für ihn, der sich alles anschaulich und persönlich vorstellen mußte, verkörpert in dem Professor der gerichtlichen Medizin, Kolletschka. Dieser war nur um wenige Jahre älter als Semmelweis. In äußerer Erscheinung, geistiger Anlage und Charakter war er der genaue Widerpart Semmelweis'. Er war blaß, hager und dunkelhaarig, die Nase lang und leicht gebogen, die Lippen schmal; er lächelte selten und, wenn er es tat, mit spöttischem Ausdrucke. Dieser klare, kühle, durch und durch ernsthafte, aber, wie es schien, jeder warmen Empfindung bare Mensch glaubte in der medizinischen Wissenschaft an gar nichts, als an die Anatomie. Gegen die herkömmliche Therapie hegte er die tiefste Verachtung. Vorläufig gelte es, die ärztliche Wissenschaft von Grund aus neu aufzubauen, meinte er, und das dürfte so lange dauern, daß Semmelweis, wenn er seinen Drang, der leidenden Menschheit zu Hilfe zu kommen, nicht zurückhalten könne, am besten täte, vorläufig aus der Welt zu verschwinden und in einigen hundert Jahren wieder zur Welt zu kommen. Alles, was er sagte, war voll ätzender Ironie. Etwas von der grausamen Gleichgiltigkeit der Natur gegen menschliches Leben und Leiden schien beim

Studium der Natur in ihn übergegangen zu sein. Auch im Leben war er Pessimist. Das Dümmste und Gemeinste habe immer eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich, war einer seiner Lieblingssätze. Die Ruhe und Klarheit, mit welcher er, in etwas schleppender Redeweise, solche und ähnliche Thesen bewies, als ob es geometrische Lehrsätze wären, konnten den temperamentvollen Semmelweis aus der Haut fahren machen, was Kolletschka offenbar Vergnügen bereitete, denn nie war er ironischer als Semmelweis gegenüber. Dieser innere Gegensatz, der sich bis auf den Geschmack im Essen und Trinken erstreckte, verhinderte nicht, daß zwischen Semmelweis und Kolletschka eine enge Freundschaft bestand. Sie konnten ohne einander nicht leben. Ungezählte Male endeten ihre Diskussionen mit einer Szene, die jeder Zeuge für einen völligen Bruch gehalten hätte. Semmelweis überschüttete Kolletschka mit einem Hagel von Injurien, die dieser kaltblütig mit einer Semmelweis betreffenden psychiatrischen Diagnose beantwortete. Am folgenden Tage verkehrten sie wieder miteinander, als ob nichts vorgefallen wäre. Kolletschka hatte für Semmelweis eine Art humoristischer Zuneigung; das überquellende Leben in diesem prachtvollen Organismus machte ihm Spaß, und Semmelweis wurde alles zum

Genuß, auch die Hitzigkeit eines Disputs und die Glut des Zornes.

Das Leben schmeckte Semmelweis. Trotz seines ungeheuren Fleißes stürzte er sich mit wahrer Wollust in die vergnügliche Flut des altwienerischen Lebens, machte alles mit, was lustig war, und genoß, was er erschnappen konnte. Die Wiener Kost mundete ihm, namentlich die Mehlspeisen. Eine gehäuft volle Schüssel dampfender Zwetschkenknödel aufzuessen, war ihm ein Leichtes. Er kannte alle Wirtshäuser, wo die besten Bissen und die feinsten Tropfen zu haben waren. Im Leopoldstädter Theater konnte man bei den Späßen Nestroys und Scholz' sein schallendes Gelächter aus den lauten Heiterkeitsausbrüchen des Publikums heraushören. Er lachte wie ein Kind. Es kam vor, daß er über einen harmlosen Spaß so ins Lachen geriet, daß er nicht aufhören konnte und den Zuschauerraum auf eine Weile verlassen mußte, um sich zu beruhigen. Aber auch das Burgtheater besuchte er eifrig und reizte nachher in der Kneipe seinen Freund Kolletschka durch seinen glühenden Enthusiasmus für Schiller oder Halm zu den ironischesten Ausfällen. In einen Paroxismus des Entzückens aber versetzten ihn die Wiener Frauen. Er konnte sich nicht satt küssen an ihren hübschen „Handerln", wie er in seinem

ungarisch gefärbten, singenden Deutsch sagte, und hatte allezeit ein Paar roter Lippen zur Verfügung, um seine Liebesüberfülle körperlich zu entladen. Ob diese Lippen einem hübschen Dienstmädchen gehörten oder einer eleganten Dame, war ihm gleichgiltig. Wenn's nur ein „Weiberl" war. Hing doch sogar seine Vorliebe für Gynäkologie und Geburtshilfe mit der Zärtlichkeit zusammen, mit der er das gesamte weibliche Geschlecht umfaßte. Man mußte ihn beobachten, wenn er ein hübsches Weib ansah; etwas Liebkosendes, Gerührtes schwamm in seinem Auge. Man merkte ihm an, daß er sie und alle Weiber, ja alle Menschen am liebsten vor Zärtlichkeit erstickt hätte aus Dankbarkeit dafür, daß es so süße, saubere Geschöpfe auf Erden gab.

Überhaupt war sein stark entwickelter Genußsinn von seiner werktätigen Menschenliebe nicht zu trennen. Er hatte etwas von barbarischer Vollnatur in sich: wenn sich ein Organ in ihm regte, so taten die andern von selber mit. Der geistigen Fähigkeit des Kulturmenschen, die einzelnen Funktionen des Geistes isoliert zu üben, war er nicht mächtig. Immer war der ganze Mensch dabei. Wenn ihm eine Speise oder ein Glas Wein schmeckte, so wurde das Vergnügen, das er verspürte, sogleich zu einer Aufwallung des Wunsches, allen Leidenden zu helfen.

Um Semmelweis so recht in seinem Element zu sehen, mußte man ihn auf einem der Besuche begleiten, die er von Zeit zu Zeit seiner Tante machte, die in Niederösterreich unweit der ungarischen Grenze ein Gut besaß. Sie hatte viele Kinder, von denen zwei heiratsfähige hübsche Mädchen waren, während die jüngeren im Alter von vier bis zwölf Jahren standen. Für groß und klein, alt und jung, Mann und Weib, Herrenleute und Dienstboten, ja, man möchte hinzufügen, für Pferd und Rind, Hund und Hahn, war's immer ein Festtag, wenn der „Herr Doktor" oder der „Onkel Nazi", wie die Kinder sagten, aufs Gut kam. Denn er brachte eine solche Fülle brausenden, lachenden und jauchzenden Lebens mit sich, daß der Gutshof allen, wenn er wieder fort war, durch einige Tage wie ausgestorben erschien. Im Hochsommer 1846 entschloß er sich wieder zu einem solchen Besuch.

Er hatte vor zwei Jahren den Doktorgrad erworben und inzwischen, auf das Freiwerden einer ihm zusagenden Stelle am Allgemeinen Krankenhause wartend, seine Studien eifrig fortgesetzt. Im Sommer 1846 war der Posten eines Assistenten an der für Studierende bestimmten ersten Gebärklinik als erledigt ausgeschrieben. Semmelweis bewarb sich um die

Stelle. Mit Ungeduld wartete er auf die Entscheidung, die sich hinauszog. Es war drückend heiß im sommerlichen Wien. Da kam Semmelweis die Idee, zwei Tage bei seiner Tante zuzubringen. Kolletschka lud er ein, ihn zu begleiten. Seine briefliche Anfrage beim „Tanterl", ob sein und seines Freundes Besuch willkommen sei, wurde mit einem erfreuten „Ja" beantwortet. Da mietete Semmelweis ein sauberes, mit zwei schmucken Braunen bespanntes Fuhrwerk, das er in eigener Person kutschierte, und fuhr mit Kolletschka hinaus. Nach drei Stunden erreichten sie das Gut.

Schon während der Fahrt war Semmelweis schier knabenhaft vergnügt. Mit den Augen vor Wonne zwinkernd, sog er den erdigen Getreideduft ein, der von den Feldern zu beiden Seiten der Straße wehte. Prachtvoll stand das Getreide in diesem Jahr. Sein sattes Goldgelb, das dicht die Busen des gesegneten Ackerlandes überdeckte, hob sich von dem hitzedunstigen, ins Violette spielenden Himmel ab, der sich gegen den Horizont hin bräunlich verdüsterte. Die Ernte hatte soeben begonnen. Allenthalben in den Feldern erblickte man die Köpfe der Schnitterkolonnen und vernahm man das mähende Geräusch der blanken, klingenden Sensen, welche die Garben niederlegten. Da und dort im

Schatten sah man einen dunklen, bauchigen Krug, der Kühlung von der glühenden Arbeit für Ermattete in seinem Dunkel barg. Semmelweis wäre am liebsten vom Wagen gesprungen, um mit Hand anzulegen. So begeisterte ihn das Schauspiel, „wie die armen Menschen ihr Brot einernten", wie er sich fast gerührt ausdrückte. Dabei verschwieg er nicht sein Mitgefühl für die von den Schnittern aufgescheuchten Rebhühnervölker, namentlich wenn die Jungen noch klein waren und im Aufschwirren ängstlich zwitscherten. Er äußerte sein Mitleid durch einen eigentümlichen, magyarisch gefärbten Laut, der wie „Jöi, jöi" klang. Er ließ ihn immer hören, wenn er ein hübsches und herziges Lebendiges leiden sah. Fast mit einem Freudenschrei: „Wein! Wein!" begrüßte er die ersten Weingärten an einem die Straße säumenden Hügelgehänge. Der Segen, der sichtbar auf der Heimat lag, — denn damals empfand das österreichische Gefühl die Leitha noch nicht als Grenze —, stieg Semmelweis zu Kopf wie junger Most. Er war wie berauscht. Alles machte ihn noch glücklicher. Wenn hoch im Blau eine Lerche trillerte, suchte er aufwärtsblickend den singenden Punkt zu entdecken, so daß sein ernster Begleiter ihn mehrmals mahnen mußte: „Schau' gefälligst auf die Pferde und auf die Straße,

ſonſt fallen wir noch vor lauter Entzücken über die Entdeckung der Lerche in den Graben."

Als der Wagen in den Gutshof einfuhr, wurden die Gäſte von einem lauten, fröhlichen Durcheinander aller möglichen menſchlichen und tieriſchen Stimmen und Laute begrüßt. Mit hellen Stimmen ſchrien die Kinder: „Onkel Nazi! Onkel Nazi!", dazu bellten etliche große und etliche kleine Hunde, die Gänſe ſchrien und ziſchten, die Hühner gackerten, ein Schwarm Tauben flog brauſend auf, Kuhgebrüll, Pferdewiehern — es war, als ob Semmelweis' Ankunft alles Lebendige zu geſteigerten Lebensäußerungen anfeuere. Nachdem Semmelweis das „Tanterl" begrüßt, ſeine Kuſinen weidlich abgeküßt, jedes Kind einzeln aufgehoben und geliebkoſt und Kolletſchka den Damen vorgeſtellt hatte, bat er ſeine Tante, ihm gleich eine Senſe zu geben. Er halte es nicht aus, er müſſe bei der Ernte ein wenig mittun. Schnell entledigte er ſich ſeines Rockes, vertauſchte ſeinen Hut mit einem leichten breitkrämpigen Strohdeckel und eilte, begleitet von den lachenden Kuſinen und den Kindern, ins Feld hinaus. Als Kolletſchka, der ſich inzwiſchen gewaſchen und umgekleidet hatte, wieder auf den Hof kam, kehrte Semmelweis eben wie ein Triumphator von der ungewohnten Schnitter-

arbeit zurück, die er nach Versicherung aller ganz ausgezeichnet geleistet hatte. Er sah wirklich prächtig aus, die Sense in der nervigen Rechten, das Hemd auf der Brust offen, die Ärmel aufgestülpt. Die Sonne, die durch die Krämpe des Strohhutes strahlte, umgab sein gerötetes Gesicht mit einem feurigen Leuchten. Es war, als ob das hellrote erhitzte Blut durch die Haut schiene. Sein breites, bauernhaftes Lächeln ließ die blanken Zähne sehen. Klarer, geruchloser Schweiß lief ihm in perlenden Tropfen über Gesicht und Brust, man wußte nicht, ob vor Sonnenglut oder vor Lebenswonne. „Tanterl," rief er, „jetzt ein Glas Bier!" Alle Einwände, er sei zu erhitzt, abwehrend, setzte er den Krug an und ließ den kühlen Trunk langsam, genießend, vor Entzücken vergehend, in den heißen, pulsierenden Hals strömen. Allen war dabei, als hätten sie selbst getrunken. „So!" rief er aufatmend, „jetzt sag mir, Tanterl, ob du Arbeit für mich hast? Sind Kranke da, denen ich helfen kann?" Auf die Bemerkung, das habe Zeit bis nach Tisch, bestand er auf seinem Willen. „Sonst schmeckt mir das Essen nicht, Tanterl," fügte er hinzu. Nach Betreuung etlicher Patienten im Dorf bat er um die Erlaubnis, vor Tisch noch rasch ein Bad nehmen zu dürfen, und begab sich mit

Kolletschka zum großen Teich unweit des Gutshofes. Als er seinen warmen, sonnendurchglühten Körper kopfüber in die kühlende Flut stürzte, brüllte er vor Wollust. Kolletschka sah ihm, eine Zigarre rauchend, vom Ufer aus zu, wie er ein Wettschwimmen mit einer Entenmama begann, die, umgeben von ihren flaumhaarigen, dottergelben Jungen, sich auf dem Teich herumtummelte. Trotz der unpassenden Situation entspann sich bald zwischen Kolletschka und dem schwimmenden und pustenden Semmelweis, dessen runder Kopf mit dem nassen Haar dem eines Walrosses glich, der übliche wissenschaftliche Streit, wobei Semmelweis schließlich statt Argumenten Wasserstrahlen wider seinen Gegner schleuderte.

Zwei Tage vergingen den jungen Leuten auf dem Gut. Semmelweis schwamm in Behagen und Fröhlichkeit. Hier umspülte ihn von allen Seiten das starke, gesunde Leben der Natur. Er hörte es ringsumher gackern und schnattern, blöken und summen, wenn er auf einem Heuhaufen lag und in die blaue, flimmernde Luft starrte. Er konnte hübschen, jungen Damen den Hof machen und in der Scheune oder im Küchengang gelegentlich eine junge, saubere Dirne, die sich an ihm vorbeidrücken wollte, um die Taille fassen und ihr

den zum Schreien geöffneten Mund mit einem saftigen Kuß schließen. Stundenlang konnte er mit den Kindern spielen, ließ sie auf seinen Schultern reiten und ward selbst zum ausgelassenen Knaben. „Du benimmst dich wie ein Trottel," sagte Kolletschka einmal zu ihm. Besonderes Vergnügen machten ihm, der für alles frisch ausgekrochene, noch tolpatschige Leben Sinn hatte, ein paar junge Hunde. Zum Gaudium der Kinder und der jungen Damen kugelte er mit ihnen im Gras herum und ließ sich von ihnen am Schnurrbart und an dem Kraushaar auf seinem gelehrten Kopf zupfen. Das mahlende Geräusch der fressenden Kühe im Stall, das Schäumen der frischgemolkenen Milch, alles verfolgte er mit schier sinnlichem Vergnügen. Der Anblick tierischen und menschlichen Gedeihens erfüllte ihn mit Wohlbehagen. Einmal streckte ihm eine Kuh, die lange Zunge reckend, den Kopf entgegen; er drückte ihr einen Kuß auf das warm-schnaubende, feuchtglänzende Maul. „Sie ist zu lieb, Tanterl," sagte er. So nahe stand diesem von unverbrauchter Kraft strotzenden großen Kinde die Natur.

Für den Abend des zweiten Tages hatte die Tante zu Ehren ihres Neffen und zur Freude des Schnittervolkes eine Zigeunermusikbande

auf den Gutshof beſchieden. Eben ſollte ſie nach dem Nachtmahl zum Tanz aufſpielen, als ein Bote aus der benachbarten Stadt ein amtliches Schreiben für Semmelweis brachte. Er brach es haſtig auf: es enthielt ſeine Beſtellung zum Aſſiſtenten an der Gebärklinik. Freilich nur proviſoriſch auf vier Monate; aber das tat dem Jubel, der ſtürmiſch aus ihm hervorbrach, keinen Eintrag. Er umfaßte eine ſeiner hübſchen Kuſinen, warf dem Zigeunerprimas etliche Silbermünzen hin und begann zu tanzen. Die Burſche und Dirnen des Gutes folgten ſeinem Beiſpiel. Er tanzte nicht wie ein geſitteter Herr, ſondern wie ein Naturmenſch, alles darüber vergeſſend, faſt bacchantiſch. Alles Weibliche auf dem Hof ſchwenkte er herum, ſogar die ſchwerfällige Tante. Dazu ſang er ab und zu und ließ laute Jauchzer durch die mondhelle Sommernacht erſchallen. Er war in einer Raſerei der Freude. Alles Silbergeld, das er bei ſich hatte, gab er nach und nach dem Primas. Schließlich ſetzte er ſich, ein wenig angetrunken, obwohl er viel vertrug, zu dieſem hin und ließ ſich ſchwermütig-feurige heimatliche Weiſen nach magyariſcher Sitte ins Ohr fiedeln. Die Töne einſaugend, ſtöhnte er, wie in Wonne oder Wehe, und Tränen floſſen ihm über die Wangen. Horchend, vom Tanzen

müde, stand alles um ihn und den geigenden Zigeuner herum. Plötzlich erbleichte Semmelweis, griff nach dem Herzen und ließ den Kopf sinken. „Was ist dir, Ignaz?“ rief die Tante erschreckt. Er aber hob den Kopf und lächelte. „Nichts,“ antwortete er, „es ist nur das Glück, Tanterl, nur das Glück. . . .“

Zweites Kapitel.

Wer Semmelweis vier Monate nach dem Abend auf dem Gut, an welchem er seine Einberufung zum Dienstantritt an der ersten Gebärklinik des Allgemeinen Krankenhauses mit so ausschweifendem Jubel empfing, wiedergesehen hätte, wäre über die Veränderung erschrocken, die mit ihm vorgegangen war.

Sie fiel sogar seinen Bekannten auf, die ihn täglich sahen.

Semmelweis, der, wie ein germanischer Lichtgott, Sonnenglanz um sich her verbreitet hatte, wohin er kam, und wäre es der düsterste, totenhafteste Ort gewesen, Semmelweis sah aus wie ein Mensch, den eine schwere Krankheit langsam von innen zerstört, oder den ein verschwiegener, unheilbarer Gram aufzehrt. Das

kurze Kräuselhaar über seiner Stirne war schütter geworden, und in die Stirne zwischen die zusammengezogenen Brauen hatten sich zwei tiefe Furchen scharf eingeschnitten. Er war abgemagert, die Backenknochen traten hervor, und von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln zogen sich zwei Gramfalten. In seinem Gesicht war zuweilen der Ausdruck eines Kindes, dem das Weinen nahe ist. Seine Augen blickten, als ob er immerfort dem nämlichen quälenden Gedanken nachhinge, auch wenn er sich mit anderen Dingen beschäftigte. Auch sein Wesen war umgewandelt. Er war schweigsam geworden und mied jegliche Gesellschaft. Nur sein Fleiß war der alte geblieben, ja, er wuchs ins Ungeheure. Schon in den frühesten Tagesstunden, vor der Morgenvisite auf seiner Abteilung, trieb er in der Totenkammer gynäkologische Studien am Leichnam. Rokitansky, der ihm sehr freundlich gesinnt war, hatte ihm erlaubt, sämtliche Leichen, die aus seiner Abteilung des Gebärhauses kamen, und die nicht ohnedies schon zur Sektion bestimmt waren, zu sezieren.

Diese Veränderung war der körperliche Ausdruck des verzweifelten, fruchtlosen Kampfes, den Semmelweis während der vier Monate seiner provisorischen Assistentur gegen einen unsichtbaren Feind führte, der in unheimlicher

Verborgenheit gegen die Gebärenden und Wöchnerinnen auf seiner Abteilung wütete. Während dieser vier Monate wurde täglich mindestens eine Leiche eines am Kindbettfieber verstorbenen Weibes in die Totenkammer getragen. Im Juli starben dreizehn, im September und Oktober beinahe fünfzehn, im August sogar achtzehn von je hundert Entbundenen an der fürchterlichen Krankheit.

Semmelweis führte den Kampf, der alle Kräfte seines Geistes und Gemütes aufs äußerste anspannte und aufwühlte, so, daß er bei längerer Dauer daran zugrunde gegangen wäre.

Allerdings hatte er, auch in dieser Hinsicht ein echt österreichisches Blut, eine gewisse Neigung, sich leichtlebig zu zerstreuen. Etwas von einem jungen Jagdhund, den jede auffliegende Lerche von der Spur abbringt, war in ihm. Aber dem entsprach auf der anderen Seite die Fähigkeit, ja die innere Nötigung, sich so völlig in eine Sache, die ihn ergriffen hatte, zu verbeißen, daß er etwas anderes überhaupt nicht mehr zu denken vermochte. Nur die Erschöpfung zwang ihn, auf kurze Zeit von ihr zu lassen; und dann setzte sein Gehirn die grüblerische Arbeit, sie mit phantastischen Elementen mengend, im Halbschlaf fort. In solchen Zeiten wechselten Perioden geistiger Überhelle,

in denen der verwickelteſte Sachverhalt bis in ſeine feinſten Verzweigungen greifbar klar vor ihm lag, mit Perioden dumpfer, verzweiflungsvoller Denkunfähigkeit, in denen er das Selbſtverſtändlichſte nicht begriff. Wie ein von einer Zwangsvorſtellung Beherrſchter konnte er den nämlichen Gedankengang, der ergebnislos immer wieder in ſich ſelbſt zurückverlief, tauſendmal, hunderttauſendmal durchlaufen, vom Hoffnungskrampf gezwungen, er müſſe einmalden Ausgang finden, wie die Fliege, die, das Freie ſuchend, immer wieder an die unſichtbare Glaswand prallt. Die lokale Allwiſſenheit in ſeinem Problem, die er ſo erwarb, forderte er, unvermögend, einen anderen Bewußtſeinszuſtand als ſeinen eigenen zu faſſen, von jedem anderen Menſchen, namentlich von ſeinen Fachgenoſſen und -nachbarn, und wurde leicht gereizt, wenn ſie jenes Wiſſen und Verſtändnis der Sache nicht immer beſaßen, das man nur auf dem finſteren Brunnengrunde einer wiſſenſchaftlichen Monomanie erringen kann. Derartig intenſives Denken und Erkennen wirkt auf die Nerven, die ihm als Werkzeuge dienen, ſo zerſtörend wie ein Blitzſtrahl auf eine harmloſe Drahtleitung. Das konnte man aus Semmelweis' Zügen leſen.

Dazu kam, daß Semmelweis' leidenſchaftliche Denkarbeit, welche die verborgene Urſache

des massenhaften Sterbens auf seiner Abteilung zum Gegenstande hatte, wenn sie sich einmal lösen und zu kaltblütiger, wissenschaftlicher Reflexion lindern wollte, immerwieder durch gewisse starke Gemütsbewegungen, die sich infolge der Regelmäßigkeit des Spitallebens täglich wiederholten, neu gereizt wurde.

Diese Gemütsbewegungen waren teils Kränkungen seines ungemein erregbaren Ehrgefühls, teils Anfälle heftigen Mitleids mit den armen Müttern und Kindern, die hinstarben, ohne daß er ihnen helfen konnte; oft waren auch Beschämung und Mitleid zu einer entnervenden Empfindung verschmolzen.

Vor allem quälte Semmelweis die Tatsache, daß die grauenhafte Mortalität am Kindbettfieber nur auf seiner Abteilung der Gebäranstalt herrschte, wo Studierende und Ärzte den Unterricht empfingen, während die zweite, für die Ausbildung der Hebammen bestimmte Abteilung nur eine geringe Sterblichkeit aufwies.

Semmelweis hatte die Erfahrung gemacht, daß junge, kerngesunde Geschöpfe, die zum erstenmal gebaren, fast alle erkrankten und nach wenigen Tagen starben. Es war, als ob das gespenstische Etwas, das im Gebärhaus sein bösartiges Wesen trieb, eine Vorliebe für jugendliches, blühendes Leben hätte. Ein schmerz-

hafter Schreck ſtach jedesmal Semmelweis durch das empfängliche Herz, wenn er unter den ihm neu zugewieſenen Schwangeren junge, hübſche Mädchen erblickte, deren friſche Geſichtsfarbe und lachende Augen für ihn ſichere Zeichen des unerbittlich heranſchleichenden Todes waren.

Die Aufnahme der im Wiener Gebärhaus Hilfeſuchenden war ſo geregelt, daß ſie zwiſchen beiden Abteilungen von 24 zu 24 Stunden wechſelte; nur einmal dauerte die Aufnahme für die Ärzteklinik 48 Stunden, von Freitag bis Sonntag. Semmelweis litt empfindlich darunter, daß, da der ſchauerliche Ruf der erſten Abteilung tief in die Wiener Bevölkerung gedrungen war, eigentlich alles auf die zweite Abteilung wollte. Zu ihm kamen nur ſolche, die drüben keinen Platz mehr fanden; und dieſen war der Schauder und Widerwille, mit dem ſie die Räume betraten, die ſie nicht mehr lebend zu verlaſſen hofften, deutlich anzumerken. Ja, es kam nicht ſelten vor, daß Weiber, welche auf die zweite Abteilung zur Aufnahme gehen wollten und ſich aus Unkenntnis der Räumlichkeiten in die erſte verirrten, ſobald ſie an der Anweſenheit ſo vieler Männer erkannten, wo ſie waren, in äußerſter Todesangſt, kniend und die Hände ringend, um ihre Wiederentlaſſung flehten.

Ja, Semmelweis bekam oft genug von

Leuten, welche ihre Anverwandten auf seiner Klinik besuchen wollten und sie tot vorfanden, rohe Schimpfreden oder schonungslose Äußerungen des Wiener Volkshumors zu hören. Am peinlichsten aber war Semmelweis ein Umstand, der freilich mehr für seine Phantasie unerträglich war. Die Kapelle des Krankenhauses hatte eine solche Lage, daß der Priester, wenn er sich ins Krankenzimmer der ersten Abteilung begab, um dort einer Sterbenden den letzten Trost zu spenden, durch fünf besetzte Zimmer gehen mußte. Dem das Allerheiligste tragenden Priester schritt der Kirchendiener, ein Glöckchen schwingend, voran. Semmelweis bat die Geistlichen des Hauses um des schrecklichen Eindruckes willen, den das oft mehrmals an einem Tage erscheinende verhängnisvolle Glöckchen auf die Wöchnerinnen machte, sich in Zukunft auf einem Umweg, ohne Berührung eines anderen Zimmers, direkt ins Krankenzimmer zu verfügen, was sie ihm gerne gewährten. Aber er stellte die Bitte auch seinetwegen, denn ihm brach schier das Herz, so oft er das Glöckchen an seiner Zimmertür vorübereilen hörte.

Die Verhältnisse erzeugten in Semmelweis den Wahn — wenn es einer war! —, daß er, so unschuldig er sich an der fürchterlichen Sterblichkeit fühlte, wie alle Bediensteten an der ersten

Abteilung bei allen Hausleuten des Krankenhauses in tiefer Mißachtung stehe; namentlich in den Blicken der an der Hebammenabteilung Angestellten meinte er eine kaum verhehlte Geringschätzung zu lesen, die ihn um so giftiger kränkte, als er ihr nicht in einer seinem Selbstgefühl und heißblütigen Temperament entsprechenden Weise begegnen konnte. Die Tatsache, auf welche sie sich gründete, war ja unleugbar und erregte, wenn ihm zum Beispiel, wie dies öfter geschah, eine ganze Reihe Wöchnerinnen Bett an Bett wegstarb, in seiner eigenen Brust Empfindungen gegen sich selbst, die denen, welche ihn aus den Augen der den „Herrn Doktor" devot begrüßenden Hebammen von drüben höhnisch angrinsten, nur allzu ähnlich waren.

Er mußte sich sogar gestehen, daß es für eine Schwangere besser war, ohne Beistand irgendwo auf der schmutzigen Straße oder unter einem Haustor niederzukommen, als ihn, den gelehrten und gewissenhaften Arzt, zum Helfer zu haben. Denn die sogenannten „Gassengeburten", die ins Gebärhaus kamen, blieben fast immer gesund. Ebenso günstig verliefen vorzeitige Geburten, welche die Ärzte überraschten. Er hatte schließlich das Gefühl, daß der Tod in irgendeiner unerklärlichen Weise

von ihm selbst ausgehe, und wenn er eines der ihm anvertrauten Geschöpfe berührte, war ihm zumute, als ob er sich zu einer Hinrichtung anschicke.

All diese marternden Eindrücke peitschten sein ermattendes Gehirn zu stets erneutem grüblerischen Arbeiten. Wie er viele Jahre später, seinen unglücklichen Zustand schildernd, schrieb: „Alles war in Frage gestellt, alles war unerklärt, alles war zweifelhaft, nur die große Anzahl der Toten war eine unzweifelhafte Wirklichkeit."

Er schämte sich später vor seinem wissenschaftlichen Gewissen, wenn er der Mittel gedachte, von welchen er in seiner Verzweiflung Besserung erhoffte. Weil man auf der Hebammenklinik in der Seitenlage zu entbinden pflegte, setzte er an die Stelle der auf der Ärzteabteilung üblichen Rückenlage ebenfalls die Seitenlage. Er wußte zwar nicht, wie dies mit dem Unterschied der Sterblichkeit zusammenhängen sollte, aber er tat es doch, damit ja nur alles so geschehe wie auf der zweiten Abteilung. Aber alles blieb, wie es war. Tag für Tag wanderte das entsetzliche Glöckchen ins Krankenzimmer, und Tag für Tag trugen die Leichenträger aus der Pforte des Hauses, welches bestimmt war, die Welt mit Leben zu

bevölkern, ihre traurige Last durch die grauen Höfe des Krankenhauses in die Leichenkammer. Und Semmelweis fuhr fort, zu sinnen und zu experimentieren und die Puerperalleichen zu sezieren, ob er nicht etwa in ihren entarteten Eingeweiden die Fährte des mörderischen Feindes zu entdecken vermöge. Vergebens! Oft war Semmelweis nahe daran, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen, der der Aufgabe, vor die ihn das Schicksal gestellt, nicht gewachsen war.

Seine Kollegen, die ihn verfallen sahen, redeten ihm in allen Tonarten zu. Kolletschka vor allem ging ihm mit seiner Ironie zuleibe. Die Puerperalepidemie auf der ersten Abteilung des Gebärhauses sei doch nichts Neues, die wüte doch so wie heute, bald stärker, bald schwächer, seit diese Abteilung bestehe, also seit 1840, in welchem Jahre die Trennung der Studierenden von den Hebammen erfolgt sei. Was er sich denn einbilde, daß gerade er berufen sei, in den vier Monaten seiner provisorischen Assistentur dieses Problem zu lösen, und in Verzweiflung gerate, weil ihm nicht gelinge, was ebenso Klugen und Klügeren nicht geglückt sei. Das grenze an Größenwahn. Es sei ja zum Aus-der-Haut-fahren, wenn achtzehn von hundert in einem Monat sterben, aber der Arzt müsse

lernen, das Berufliche vom Persönlichen zu trennen, und wenn er den Spitalkittel ausziehe und seinen Privatrock anziehe, müsse er auch wieder in seine Haut schlüpfen, um sich in ihr so behaglich als möglich zu fühlen. Im Gebärhause herrsche eben eine Epidemie, und gegen eine solche sei die ärztliche Kunst vorläufig machtlos.

Semmelweis schlug heftig auf den Tisch, an dem er mit Kolletschka in dessen Wohnung saß. „Es ist nicht wahr, daß das eine Epidemie ist!“ schrie er. „Was soll das heißen: Epidemie? Das ist ein Wort, das sich unwissende Leute erfunden haben, um die Verantwortung für ihre Ignoranz auf irgendeine unbegreifliche Notwendigkeit abzuwälzen und alles gehen zu lassen, wie's geht. Was sprichst du da von Trennung des Beruflichen vom Persönlichen? Die Medizin ist dazu da, damit so was Erbärmliches wie das Massensterben in unserer Mördergrube nicht vorkomme. Diese Verpflichtung und Verantwortung muß der einzelne Arzt fühlen als seine eigene Sache, wenn er auch nichts ist als ein provisorischer Assistent. Das ist schließlich auch wichtiger, als ob er seine Grete kriegt, oder wann er Professor wird. Herrgott, wenn diese Kindbettseuche schon vor sechs Jahren einem Vorgänger von mir so zu

Herzen gegangen wäre, daß er Appetit und Schlaf darüber verloren hätte, so wüßten wir vielleicht längst, wo der Hund begraben liegt, und Tausende von Müttern und Kindern lebten noch!" Er konnte nicht weiter sprechen vor Erregung. Kolletschka erinnerte ihn, daß der Begriff Epidemie doch noch einen anderen Sinn habe als den eines medizinischen Sündenbockes, daß man unter epidemischen Einflüssen gewisse noch nicht genau zu definierende atmosphärisch-kosmisch-tellurische Veränderungen verstehe, welche in den dazu disponierten Individuen eine bestimmte Erkrankung hervorbringen.

„Richtig," erwiderte Semmelweis, „ich kann mir zwar bei den Worten, die du da gebrauchst, nichts Klares denken — du wohl auch nicht —, aber nehmen wir an, dieser schönen Definition entspreche irgend etwas in der Wirklichkeit. Dann sag' ich dir: Das bei uns grassierende Kindbettfieber ist keine Epidemie im technischen Sinne, sondern hat lokale Ursachen, die innerhalb der Mauern des Gebärhauses verborgen sind und sich auffinden und beseitigen lassen."

Mit vielem Scharfsinn und großer Lebhaftigkeit, die sich zuweilen zu wildem Humor steigerte, entwickelte hierauf Semmelweis die Gründe, die ihn zu dieser Überzeugung gebracht hätten.

„Das wäre mir eine merkwürdige Epidemie,“ sagte er. „Wenn wirklich die atmosphärisch-kosmisch-telluriſchen Verhältniſſe, unter deren Einwirkung ſich die Stadt Wien befindet, das Kindbettfieber in den durch den Geburtsakt disponierten Individuen hervorbringen, dann müßte doch auch in der Stadt Wien und Umgebung die Epidemie herrſchen. Das iſt aber nicht der Fall. Während bei mir achtzehn unter hundert ſterben — in Wahrheit noch viel mehr, aber viele werden auf interne Abteilungen transferiert, angeblich, um ſie dem genius epidemicus zu entziehen, in Wahrheit, um unſere Statiſtik zu verbeſſern! — alſo, während ſie bei uns hinſterben wie Fliegen, ſtirbt in Wien und auf dem flachen Lande kaum eine unter hundert. Eine kurioſe Epidemie! Sie hat aber noch ſpaßigere Gewohnheiten. Die atmoſphäriſch-kosmiſch-telluriſchen Einflüſſe erſtrecken ſich ſeit einer Reihe von Jahren ausſchließlich auf die in der erſten Abteilung des Gebärhauſes untergebrachten disponierten Individuen: auf die in der zweiten nicht. Und doch ſind beide Abteilungen nur durch ein Vorzimmer getrennt. So eine Grenze reſpektieren atmoſphäriſch-kosmiſch-telluriſche Einflüſſe nicht, ſoweit mir dieſe Herrſchaften perſönlich bekannt ſind. Das iſt ‚Pflanz‘. Aber nehmen wir’s an.

Man ſagt ja, daß dieſe Einflüſſe rhythmiſch anwachſen und ſinken. Man nennt das, um den Blödſinn lateiniſch zu maskieren: ‚Exacerbationen‘ und ‚Remiſſionen‘. Wenn das Kindbettfieber bei uns epidemiſch wäre, obwohl die andere Abteilung immer verſchont war, dann müßten ſich beſagte Einflüſſe mit ihren Exacerbationen und Remiſſionen ſeit Jahren genau nach den Aufnahmsregeln unſerer Gebäranſtalt gerichtet haben, alſo von Montag nachmittags 4 Uhr bis Dienstag nachmittags 4 Uhr, wo die Aufnahme für die erſte Abteilung ſtattfindet, Exacerbation, von Dienstag 4 Uhr bis Mittwoch 4 Uhr Remiſſion und ſo weiter. So was glaubt kein Rhinozeros. Auch unſere Gelehrten und Behörden glauben nicht im Ernſt an den epidemiſchen Charakter. Sie tun nur ſo, um die peinliche Sache vom Hals zu kriegen und ſie dem lieben Gott anzuhängen, der für Epidemien allein verantwortlich iſt. Aber ſie fallen aus der Rolle. Wenn in einem Gebärhaus die ‚Epidemie‘ gar zu toll wütet, ſchließt man doch das Gebärhaus. Merkſt du was? Wenn eine echte Epidemie herrſcht, zum Beiſpiel die Cholera, ſchließt man da die Choleraſpitäler? Im Gegenteil, man macht neue auf. Wenn man alſo die Gebärhäuſer zuſperrt, ſo gibt man zu verſtehen, daß man, wenn man unter

sich ist, an den epidemischen Charakter nicht glaubt. Aber verlauten darf davon nichts, damit nicht etwa der vielbewährte, geduldige k. k. Sündenbock unserer Ignoranz krepiert!"

„Ihr habt ja wieder eine behördliche Kommission im Hause gehabt?" meinte Kolletschka.

„Und was für eine!" sagte Semmelweis. „Was haben die Kommissionen schon für Ursachen der Kindbettfieberepidemie auf der Ärzteabteilung entdeckt! Verletzung des Schamgefühles der Parturientes durch die männliche Assistenz! Ich bitte dich! Und die Kinder, die sterben? Schämen sich die etwa, in Anwesenheit von Männern zur Welt zu kommen? Oder: Angst vor der in üblem Ruf stehenden ersten Abteilung. Haben auch die schon Angst gehabt, durch deren Massensterben die Abteilung den schlechten Ruf bekommen hat? Und die Kinder? Ist der schlechte Ruf der ersten Abteilung etwa schon dahin gedrungen, woher die Kinder kommen? Alles hat schon herhalten müssen: Das Wetter, das Essen. Einer hat sogar gemeint, der betreffende Herr Papa, der die Parturiens zu uns gebracht hat, impfe ihr schon den Keim des Kindbettfiebers ein. Solcher Blödsinn! Aber ich darf nichts sagen. Was hab' ich schon alles in meiner Verzweiflung durch vierundzwanzig Stunden für die Ursache gehalten.

Diesmal haben sie eine funkelneue Ursache ermittelt: Die Ärzte und Studierenden gehen beim Untersuchen zu roh vor; besonders die Herren Ausländer. Fortan dürfen daher höchstens zwei Ausländer auf einmal bei uns praktizieren. Wahrscheinlich erzeugen die liberalen Ideen, welche die Herren von draußen importieren, in den Wöchnerinnen das Puerperalfieber. Ja, ja, die braune Liesel kenn' ich am Geläut'!"

In dieser Weise sprach Semmelweis: jedes Wort verriet die krankhafte Überreizung seiner geistigen Kräfte.

Kolletschka faßte herzlicher, als dies sonst seine Art war, Semmelweis' Hand und sagte: „In drei Wochen bist du frei. Du mußt etwas für dich tun, du siehst elend aus. Geh auf Reisen."

„Ich lerne schon Englisch," erwiderte Semmelweis, „ich will nach Dublin, im dortigen Gebärhaus arbeiten."

„Unsinn," ereiferte sich Kolletschka, „so eine Arbeitsreise taugt nichts. Du mußt dich aufheitern. Geh nach Venedig, nimm dir ein sauberes Mädel mit und komm vernünftig wieder. Wenn ich deinen Überschuß an Vitalität hätte! Aber bei mir reicht's knapp aus, um

die Maſchine zu treiben. Alſo, verſprich mir, daß du nach Venedig gehſt."

„Venedig," ſagte Semmelweis vor ſich hin, „das wäre etwas."

Ein Schimmer der unbändigen Lebensluſt, die tief unter ſeiner kranken Schwermut glomm, belebte ſeinen trüben Blick. Er ſtand auf und trat ans Fenſter.

Die Wohnung Kolletſchkas befand ſich, unweit des Krankenhauſes, im oberſten Stock eines alten Hauſes. Die zwei Wohnzimmer waren zwar niedrig, boten aber eine ziemlich freie Ausſicht über den ausgedehnten Gebäudekomplex des Krankenhauſes; in der Nähe erblickte man den an eine Zwingburg erinnernden kreisrunden, mit ſchmalen, vergitterten Fenſtern verſehenen Narrenturm, im Volksmund „Kaiſer Joſefs Gugelhupf" geheißen. Für einen Bewohner, der mit dem Tod weniger vertraut war als Kolletſchka, wäre es läſtig geweſen, daß man das rückwärtige Tor des Krankenhauſes ſah, durch welches die in der Krankenhauskapelle eingeſegneten „Spitalsleichen" auf die Straße getragen wurden, um auf einem der Kirchhöfe beigeſetzt zu werden. Semmelweis hatte Kolletſchka oft vorgeſchlagen, eine andere Wohnung zu beziehen, aus der man weniger traurige Dinge ſehe und nicht ſtundenlang das

wehklagende Gebimmel der Begräbnisglocken anhören müsse; aber er wollte nicht. „Ich will meine Werkstätte in Sehweite haben," pflegte er zu sagen. Auch meinte er, der Anblick des Narrenturmes sei für den wissenschaftlichen medizinischen Forscher eine heilsame Mahnung, seine Errungenschaften nicht zu überschätzen. „Dieser Turm", sagte er, „bedeutete zu Kaiser Josefs Zeit einen gewaltigen Fortschritt in der Irrenbehandlung; auf uns wirkt er heute wie der Überrest eines überwundenen barbarischen Zustandes der praktischen Psychiatrie. So geht's schließlich mit allen Fortschritten. So wird's auch einmal mit der pathologischen Anatomie Rokitanskys und der diagnostischen Kunst Skodas sein. Alles wird am Ende Narrenturm." Auch die Leichenzüge, die das Krankenhaus verließen, reizten Kolletschka zu allerlei satirischen Betrachtungen. Er verglich das Krankenhaus mit einem kolossalen Tier, das durch den Mund, das Haupttor in der Alserstraße, sein Futter empfange, um dessen unverdauliche Reste durch das Leichentor von sich zu geben. Wissenschaft und Humanität böten den kranken Kaninchen, die in den aufgesperrten Rachen wandern, tröstlichen Willkomm, die Religion läute ihnen hier einen resignierten Abschied.

Aber Semmelweis, aus dem Fenster blickend, sah weder Narrenturm und Leichentor, noch fielen ihm die Gedanken ein, die er so oft aus dem Munde Kolletschkas gehört hatte. Er dachte an Venedig, das er nie mit Augen geschaut. Vor seinem inneren Blicke dämmerte eine Vision prachtvoller Lebensfülle, wie er sie von Gemälden venezianischer Meister, die im kaiserlichen Lustschloß Belvedere hingen, empfangen hatte. Er sah ein Weib vor sich, königlich schön und gesund, den zärtlichen Mutterblick an dem kraftvollen Säugling weidend, der begierig nach ihrem kernigen, von Nahrung strotzenden Busen strebte. „Venezia", wiederholte er italienisch. Dann wandte er sich dem Freunde zu. „Du hast recht," sagte er, „ich muß mich erholen. Vielleicht geh' ich hin. Aber diese vier Monate will ich nicht um nichts gelitten haben. Wenn ich zurückkomme, pack' ich meine Sache wieder an. Ich muß die Ursache doch noch finden."

Kolletschka lächelte. „Lieber Freund, nimm dich in acht."

„Wovor?" fragte Semmelweis.

„Vor dem da," sagte Kolletschka, aus dem Fenster deutend. Semmelweis' Blick folgte dem deutenden Finger: Auf den Zinnen des Narrenturmes glänzte der letzte Abendschein.

Drittes Kapitel.

Am frühen Morgen des 20. März 1847 kam Semmelweis aus Venedig nach Wien zurück. Aus dem sorglos genießenden Dahinleben, dem er sich dort durch einige Zeit überließ, riß ihn jäh ein aus Wien einlangendes amtliches Schreiben, in welchem er verständigt wurde, daß ihm die durch Abgang Dr. Breits erledigte wirkliche Assistentur an der ersten Abteilung des Wiener Gebärhauses auf zwei Jahre übertragen sei, und daß er den Dienst sofort anzutreten habe.

Dr. Breit war als Professor der Geburtshilfe nach Tübingen berufen worden.

Semmelweis empfing die Nachricht mit anderen Empfindungen als kaum vor Jahresfrist die Mitteilung seiner Betrauung mit der provisorischen Assistentur.

Ihm war, als ob ihn im Geräusch eines farbenreichen, fröhlichen Maskenfestes sein dunkles, verhülltes Schicksal plötzlich von rückwärts auf die Schulter tippe und ihm stumm winke, mit ihm zu gehen.

Aber mitten durch den Schauder, mit dem er dem Wink gehorchte, drang ein Gefühl starker Zuversicht, das sich zu einer Anwandlung lange

nicht verspürter Begeisterung steigerte, als er vor der Einfahrt in die Südbahnhalle den schlanken Stephansturm begrüßte. Etwas in ihm wußte, daß er diesmal dem unsichtbaren schrecklichen Feind die Tarnkappe abreißen und ihm den Fuß auf den Nacken setzen werde. Die Gedanken, die er im Oktober gegen Kolletschka wie Fieberdelirien ausgeschüttet hatte, hatten sich inzwischen zu klaren, ruhigen Überzeugungen gefestigt. Er wußte, daß die Ursache der Erkrankungen innerhalb der Mauern des Gebärhauses nisten müsse, daß es sich also nicht um eine unbesiegbare Epidemie, sondern um eine überwindliche Endemie handle. Vor seinem Geist standen in übersichtlicher und durchsichtiger Gruppierung die mannigfaltigen eigentümlichen Erscheinungen, welche durch Entdeckung der wahren Ursache des Massensterbens samt und sonders ihre selbstverständliche Erklärung finden mußten. Aus dem Süden brachte er Frühlingsempfindung in das noch halb winterliche Wien mit. Ihm war, als ob seine Sinne und seine Denkkraft durch die venezianischen Kunsteindrücke und Szenerien eine wunderbare Steigerung und Verfeinerung empfangen hätten, und er freute sich darauf, die alten Gegenstände, an denen er sich stumpf gesehen und gedacht, mit neu geborenen Organen zu schauen und zu begreifen.

Sein erster Gang war ins Leichenhaus, um nach früherer Gewohnheit seine pathologisch-anatomischen Studien zu machen, ehe er sich gelegentlich der Morgenvisite bei seinem Chef, Professor Klein, zum Dienstantritt meldete.

Unter den Toten, welche im Leichenhaus zur Sektion bereit lagen, fand Semmelweis, vor Entsetzen beinahe erstarrend, den Leichnam seines Freundes Professor Kolletschka.

Von einem Diener erfuhr er, daß bei einer Obduktion ein Student Professor Kolletschka aus Ungeschicklichkeit das Skalpell in einen Finger der rechten Hand gestochen hatte. Aller ärztlichen Hilfe und sorgfältigen Pflege ungeachtet, war Kolletschka einige Tage nachher an Pyämie infolge Infektion mit Leichengift gestorben. Heute vormittag wolle Professor Rokitansky die Sektion vornehmen.

Während Semmelweis mit kalter Sachlichkeit dem Diener alle Umstände des Falles ausführlich abfragte, erschrak er selbst über den toten Ton seiner Stimme. Er fühlte, wie eine Empfindung eisiger Trost- und Kraftlosigkeit von seiner eben noch so hoffnungsvollen und mutigen Brust Besitz nahm. Wie oft hatte er von diesen Lippen, die jetzt bläulich in dem wachsgelben Leichenantlitz klafften, mit Unmut pessimistische Äußerungen vernommen,

die allem, was Menſchen in Angriff nehmen, den ſchwärzeſten Ausgang prophezeiten. Jetzt ſchienen ihm all dieſe Anſichten unumſtößlich wahr. „Ein fürchterliches Vorzeichen!“ dachte Semmelweis, ſich des Amtes erinnernd, das er anzutreten hatte. Dann erkundigte er ſich bei dem Diener um die Stunde, zu welcher die Sektion Kolletſchkas ſtattfinden werde, legte eine Roſenknoſpe, die er noch von Venedig her im Knopfloch trug, dem toten Freunde auf die kalte Bruſt und verließ das Leichenhaus.

Als er ſich dem Eingang des Gebärhauſes näherte, glaubte er das Glöckchen des Prieſters zu hören, der einer Sterbenden im Krankenzimmer die letzte Wegzehrung brachte. Er vermied es, zu ermitteln, ob es Wirklichkeit oder Sinnestäuſchung war; das entſetzliche Gefühl, vor dem er nach Venedig entflohen war, ergriff ihn wieder, als ob er gar nicht fort geweſen wäre. Während er ſich dort aufheiterte, waren hier hunderte gelegen mit aufgetriebenem Bauch und verdorrender Zunge und waren, von Angſt und Fieber geſchüttelt, dem Tod in den ſtinkenden Schlund geſunken. Das ſchreckensvolle Geſicht ſtand vor ſeinem inneren Blick, mit dem einmal ein hübſches, noch geſundes Mädchen, ſich mit den Händen gegen ſeine Annäherung ſträubend, ihn anſah, als er ſich über ſie beugte, um die

Unterſuchung vorzunehmen: „Du biſt der Tod!“ ſagte dieſer Ausdruck. Drei Tage ſpäter war ſie eine Leiche. Er empfand einen ſchaudernden Ekel vor ſich ſelbſt. Der Gedanke ſtieg in ihm auf, Profeſſor Klein zu ſagen, daß er auf die Aſſiſtentur verzichte. Der jähe Tod Kolletſchkas hatte alles in ihm zerbrochen.

Vielleicht hätte er dieſen Gedanken wirklich ausgeführt, wenn nicht ein Disput, in den er gleich nach den erſten Begrüßungsworten mit Profeſſor Klein, ſeinem Chef, geriet, ihn in Hitze gebracht und aufgerüttelt hätte. In den letzten Monaten war die Sterblichkeit auf der erſten Abteilung geſunken. Profeſſor Klein ſchrieb dieſen Erfolg der von der letzten landesfürſtlichen Kommiſſion auf ſeinen, Kleins, Vorſchlag angeordneten Maßregel zu, welche die Anzahl der Schüler, insbeſondere der Ausländer, einſchränkte. Aus dem Ton, in dem er dieſe Behauptung Semmelweis gegenüber verfocht, ſprach untertänige Devotion nach oben, geſchmeichelte Eigenliebe und das Vergnügen, den ihm verhaßten Herren von draußen mit ihrem affektierten „ich ſagte“, „ich ging“, eins verſetzt zu haben. Semmelweis widerſprach lebhaft und beſtritt, daß die Unterſuchung der Schwangeren jemals in roher Weiſe vorgenommen worden ſei, und wenn es gelegentlich geſchehen wäre, dies

Massenerkrankungen an Kindbettfieber verursachen konnte. „Theorie imponiert mir nicht," meinte Klein, „als alter Praktikus halte ich mich an die Erfahrung: die Epidemie hat eben doch nachgelassen, seit die Frauenzimmer weniger belästigt werden." In Semmelweis wollte sich der niedergerungene Schmerz über Kolletschkas Tod in einer zornigen Aufwallung entladen, aber er bezwang sich und begnügte sich, den Herrn Professor darauf aufmerksam zu machen, daß der Begriff „Epidemie", dem er das Kindbettfieber unterordne, und die Annahme, daß die Krankheit durch Beseitigung einer lokalen Ursache zu beheben sei, logisch schwer zu vereinbaren sein dürften. „Ah was," sagte der Chef, „auf solche Tüfteleien geb' ich nichts; solche neumodische Geschichten mach' ich nicht mit. Schauen S' nur, daß die Epidemie nicht wieder zunimmt. Wenn achtzehn Prozent sterben, wie zu Ihrer Zeit, Herr Doktor, dann bin ich halt so frei, es eine Epidemie zu heißen."

Semmelweis' wissenschaftliches Selbstgefühl war gereizt, und er beschloß, nicht vom Platz zu weichen. Menschliche Beschränktheit übt oft segensreiche Wirkungen, die sie selbst nicht ahnt.

In anderer Stimmung, als er vor einer Stunde erwartet hatte, begab sich Semmelweis zur bestimmten Zeit ins Leichenhaus, um

seinem Freunde die letzte Ehre zu erweisen; so empfand er die Verpflichtung, der Sektion Kolletschkas beizuwohnen. In dem keineswegs geräumigen Lokale, in welchem Professor Rokitansky, unterstützt von seinem Assistenten Dr. Lautner, die Sektion Kolletschkas vornahm, standen Professoren, Ärzte und Studierende Kopf an Kopf um den Seziertisch, so daß Dr. Lautner mehrmals das sich vordrängende und vorbeugende Auditorium ersuchen mußte, den arbeitenden Professor nicht zu behindern. Auch in dem anstoßenden, für gerichtliche Obduktionen bestimmten Zimmer standen Leute auf Stühlen, mit gereckten Hälsen und lauschenden Ohren. Rokitansky sprach kein lautes Wort, nur mit Blicken und Winken dirigierte er den Assistenten. Man vernahm nichts, als das Geräusch der Arbeit und ab und zu ein Murmeln, das durch die Versammlung ging. Semmelweis konnte einen Platz, von dem aus die Sektion zu sehen war, nicht finden. Er stand neben der Türe hinter den dichten Reihen des Auditoriums. Endlich hörte er die Stimme Rokitanskys, der dem Assistenten das Sektionsprotokoll in die Feder diktierte. Er vernahm die Worte: beiderseitige Pleuritis, Pericarditis, Peritonitis, Meningitis, Metastase im linken Auge ... Mit gewohnter Meisterschaft gab Rokitansky in ge-

drungener Kürze mit den knappſten Worten ein ſo plaſtiſches Bild des Befundes, daß Semmelweis alles vor ſich ſah, als ob er es mit leiblichen Augen betrachtete.

In dieſem Moment vollzog ſich im Geiſte Semmelweis' ein Ereignis, das über ſein Leben entſchied.

Er dachte, nein, er ſah plötzlich, daß der Befund, den Rokitansky ſoeben diktierte, identiſch war mit dem Befund, den er ſelbſt an ungezählten Leichen am Kindbettfieber Verſtorbener feſtgeſtellt hatte.

Wie ein elektriſcher Funke ſprang aus dieſer Erkenntnis zuerſt der Gedanke: alſo iſt das Kindbettfieber identiſch mit der Krankheit, an der Kolletſchka geſtorben iſt! Und der weitere: alſo muß auch die Urſache die nämliche ſein! Urſache der Erkrankung Kolletſchkas war die Verunreinigung der Wunde durch die am Skalpell klebenden Kadaverteile, die ſo ins Gefäßſyſtem eindrangen. Wie, fragte ſich Semmelweis, wurden etwa auch den Hunderten, die ich am Kindbettfieber ſterben ſah, Kadaverteile ins Blut eingeführt? Im erſten Moment wußte er nicht, was antworten. Ein Zittern befiel ihn; er fühlte, wie ſein Geſicht kalt wurde. Nach kurzer Denkanſtrengung ſagte er ſich: Ja! Seit die Wiener Schule die anatomiſche Richtung

genommen hat, beschäftigen sich Professoren, Assistenten und Studierende mehr oder minder eifrig mit anatomischen Arbeiten. Mit den nämlichen Fingern, mit denen sie soeben Leichenteile berührt haben, untersuchen sie Schwangere, Kreißende und Wöchnerinnen und impfen ihnen so das tödliche Gift ein. Ja, aber sie waschen sich doch vorher die Hände! Gewiß! Aber nur mit Seife, nicht genug, um jedes Partikelchen Gift an den Fingern zu vernichten; an ihnen haftet ja noch lange der Kadavergeruch. Also das ist die Ursache des Kindbettfiebers: die Ärzte flößen es den Frauen ins Blut! Eine ungeheure Empfindung löste sich aus der Brust Semmelweis'. Aber obwohl ihm seine Gedanken mit gräßlicher Klarheit sagten, daß also er, der sich mehr als jeder andere mit Anatomie beschäftigte, der Tag für Tag aus dem Leichenhaus zur Visite ging, das Leben von Hunderten auf dem Gewissen habe, war diese Empfindung doch eine freudige, ja aufjauchzende. Die Lösung des Rätsels, das ihm das Herz zerrissen und beinahe den Verstand zerrüttet hätte, er hielt sie blitzend in der Hand; wie ein Wunder war sie aus dem geöffneten Leichnam seines Freundes vor ihm aufgestiegen. In seinen Ohren rauschte es wie Musik, es schoß ihm in die Beine wie ein rasender Reiz, zu tanzen. Er mußte sich

an die Tür lehnen, um nicht umzusinken. Eine Unruhe entstand im Zimmer, alle Gesichter wandten sich Semmelweis zu. Auch Rokitansky blickte fragend auf. Ein Bekannter nahm Semmelweis am Arm, um ihn an die freie Luft zu führen. In dem Gemurmel hinter ihm her klang sein Name, er hörte die Worte: „mit Kolletschka befreundet“. . . . Vor der Tür der Leichenbaracke sank er tief aufatmend auf eine Bank. Teilnehmend fragte der Bekannte, was ihm denn sei. Beinahe hätte er ihm, wie damals der Tante, geantwortet: Es ist das Glück, nur das Glück . . .

Die Erkenntnis der wahren Ursache des Kindbettfiebers, die am Morgen des 20. März 1847 wie ein Blitzstrahl in Semmelweis' Kopf eingeschlagen hatte, war für ihn vom ersten Moment an mit dem felsenfesten Gefühl zweifelloser Gewißheit verbunden. Aber fürs erste vermochte er andern ihre Richtigkeit nicht zwingend zu beweisen. Was half's, daß sie all die merkwürdigen und rätselhaften Erscheinungen, die Semmelweis in so peinliche Verwirrung gestürzt hatten, auf das natürlichste erklärte? Das vermochte am Ende auch

ein sinnreich aus der Luft gegriffener Einfall. Die Verschontheit der zweiten Abteilung war nun begreiflich. Die Frauenzimmer, die dort zu Hebammen ausgebildet wurden, trieben in ihren freien Stunden nicht Anatomie. Die Gassengeburten waren, da das Kind schon geboren war, in der Regel kein geeigneter Gegenstand des Unterrichts mehr und wurden deshalb selten untersucht. Daher der meistens günstige Verlauf. Aus dem nämlichen Grunde blieben die vorzeitig Entbundenen verschont. Die entgegengesetzte Tatsache enträtselte das beinahe ausnahmslose Erkranken und Sterben der jungen und blühenden, zum erstenmal Gebärenden. Reihenweise, wie die Frauen mit verunreinigten Händen untersucht wurden, starben sie nachher hin. Aber diese Umstände, so sehr sie für die neue Erkenntnis sprachen, bewiesen sie nicht unwiderleglich. Ein wirklicher experimenteller Beweis war nur, wenn die sogenannte Epidemie durch die Beseitigung der von Semmelweis angenommenen Ursache zum Aufhören gebracht wurde. Aber sie schien ohnedies aufzuhören. Wenn auch Semmelweis aus seiner Theorie triftig folgerte, daß die Abnahme der Krankheit, auf die Professor Klein so stolz war, nur daher komme, weil mit der Verminderung der Studierenden und Unter-

suchenden auch die Gefahr der Infektion gemindert war (auch hatte Dr. Breit in den letzten Monaten das Leichenhaus kaum betreten), so war doch die Tatsache unleugbar. Mit Schrecken ertappte sich Semmelweis über dem frevelhaften Wunsch, die Krankheit möge trotz der Verminderung der Studierenden in voriger Stärke wieder ausbrechen, um ihm das entscheidende Experiment zu ermöglichen. Sein Gewissen trieb ihn nach dieser Anwandlung, seinem Chef vorzuschlagen, alle auf der Abteilung Untersuchenden streng dazu anzuhalten, sich vor jeder Untersuchung die Hände zu desinfizieren. Er empfahl hierzu Chlorina liquida. Aber er kam mit diesem Vorschlag übel an. „Wissen Sie, was das kostet, Herr Doktor?“ eiferte der Professor, „und warum denn wieder was Neues einführen, wo gerade alles so schön geht? Damit sie nachher oben, wenn die Epidemie wieder stärker wird, am Ende uns die Schuld geben, daß wir sie mit Ihrem Mittel wieder ins Haus gebracht haben? Nein, lieber Freund, das lassen wir gefälligst bleiben!“

Semmelweis verschwieg seinem Chef und allen die Offenbarung, die er empfangen hatte, und wartete geduldig auf die Gelegenheit, den Beweis ihrer Wahrheit sieghaft zu führen.

Er brauchte nicht lange zu warten. Schon

im April schnellte die Sterblichkeit plötzlich von kaum vier auf mehr als achtzehn Prozent empor. Wieder ging das schauerliche Glöckchen Tag und Nacht im Gebärhaus um. Da wiederholte Semmelweis bei seinem Chef den Antrag auf strenge Desinfektion aller Untersuchenden und drang diesmal durch. Mit aller Energie überwachte er die peinlich genaue Durchführung der neuen, von fast allen ungläubig, von einigen spöttisch begrüßten Maßregel.

Nie hat ein Jäger nach dem Schuß auf einen Hirsch mit stärkerem Herzklopfen gelauert, ob er in dem Gebüsch, in welches das Tier gesprungen, das Brechen und Krachen seines Sturzes vernehmen werde, oder ob das Wild auf der anderen Seite des Gehölzes erscheinen und seine Flucht heil fortsetzen werde, als Semmelweis auf den Erfolg des entscheidenden Versuches wartete. Es war um Mitte Mai. Die letzten Maiwochen ließen Günstiges hoffen. Der Juni kam, begleitet von drückender Hitze. Ganze Reihen von Tagen vergingen ohne Erkrankung und Todesfall. Semmelweis wollte zuweilen das Herz stillstehen vor gespannter Ungeduld. Oft fürchtete er, der Schlag werde ihn rühren, und flehte im stillen: „Nur so lange lasse mich leben, Gott, bis ich's weiß." Der Juni ergab eine Sterblichkeit von zwei

vom Hundert. Noch einmal unterdrückte Semmelweis das ausbrechende Triumphgefühl. Wie vormals der Gram, machte ihn jetzt Spannung, Freude und Hoffnung abmagern. Wenn er mit jemand über sein Experiment sprach, zitterte seine Stimme. Das Ergebnis des Juli waren im ganzen drei Todesfälle, einer auf hundert Geburten. Am späten Abend des letzten Juli wurde es Semmelweis zur unumstößlichen, dem hartnäckigsten Zweifler aufzwingbaren Gewißheit, daß er die wahre Ursache des Kindbettfiebers auf der ersten Abteilung gefunden und ausgerottet hatte. Da verschloß er sich in sein Zimmer, das neben der Abteilung lag. Wie die meisten Ärzte, war Semmelweis nicht gläubig im kirchlichen Sinne; fast nie wohnte er dem Gottesdienst bei, und wenn er's vermeiden konnte, vor dem Allerheiligsten das Knie zu beugen und das Haupt zu entblößen, so vermied er's. Aber jetzt warf sich dieser große und gute Mensch vor seinem Bett auf die Knie, vergrub sein Gesicht in die Kissen, und was in ihm geschah, war ein Gebet. Nicht in Worten, sondern in der innersten Tiefe, wo der Beter mit ihm, zu dem er betet, in eines verfließt, ergoß sich die Überfülle seiner Brust stumm in den Schoß der geheimnisvollen Macht, der alles Dasein entstammt. In Menschenworte

gefaßt, mochte, was ihn durchschauerte, so gelautet haben:

„Du hast mir eine Wahrheit geschenkt, Ewiger, Unbegreiflicher, die Tausenden und Abertausenden deiner Geschöpfe das süße Leben rettet. Aus dem toten Leib meines liebsten Freundes hast du mir diese Wahrheit gereicht durch ein Wunder.

Wie eine reife Frucht aus einer zukünftigen Ernte, zu der wir erst die Aussaat streuen im Schweiß unserer Angesichter, hast du mir Unwürdigem diese Wahrheit schon heute gespendet. Meine Hände dürfen sie berühren, diese Hände, mit denen ich Hunderte gemordet, weil ich nicht wußte, daß der Tod an ihnen klebte. Ich will weder Gewinn noch Ruhm durch meine Entdeckung erringen. Nur dies eine gib mir, Geheimnisvoller, Allgewaltiger, daß ich so lange lebe, bis ich die Wahrheit den Menschen verkündigt und bewiesen habe, auf daß sie daran glauben und ihre Mütter, Frauen und Töchter durch sie leben!“

Eine Verzückung überrieselte ihn. Ihm war, als ob draußen an seiner Tür Gott vorbeiginge. Aber nicht Gott mit dem wimmernden Glöckchen, der die Sterbenden tröstet, sondern der strahlende Gott Heiland, der die Kranken genesen macht und die Toten auferweckt.

Semmelweis erhob sich. Die Ekstase verließ ihn. Er dachte wehmütig an Kolletschka. Seit jenem Morgen trug er das Bild des Freundes wie lebendig in sich und entnahm dem Ausdruck seiner Züge, was wohl Kolletschka zu dem, was er gerade dachte, gemeint hätte. Diesmal spielte ein traurig ironisches Lächeln um seine Lippen.

Semmelweis wurde einen Moment nachdenklich. Dann kleidete er sich entschlossen um und verließ das Krankenhaus. Seit einem Jahre hatte Semmelweis gelebt wie ein Mönch. Die Grille hatte ihn gequält, daß überall, wo er auch sein mochte, der Tod mit ihm gehe; nun war er den unheimlichen Begleiter glücklich los geworden. Er fuhr in den Prater zu einer Gartenwirtschaft, wo es Musik, Tanz und flotte Mädchen gab. Er trank und tanzte, wie bei der Tante, bis tief in die Nacht. Die Sonne schien schon hell, als er ins Krankenhaus zurückkehrte.

Viertes Kapitel.

Von dem Tage an, an welchem Semmelweis die Ursache des Kindbettfiebers ergründet und durch Einführung der Chlorkalkwaschungen in

der seiner Obhut anvertrauten Gebärhaus-abteilung so gut wie vertilgt hatte, war sein Leben einzig und allein von dem Gedanken und Verlangen beherrscht, daß die von ihm gefundene Heilswahrheit sich wie die aufgehende Sonne über die Erde verbreite, daß überall die Ärzte und Gebärhausleiter sich von ihrer Richtigkeit überzeugen und durchdringen lassen mögen, um das auf sie gebaute Verhütungsverfahren gewissenhaft anzuwenden und so Tausende von Weibern und Kindern, die sonst jämmerlich dahinsterben müßten, dem Leben zu erhalten.

Dieser Wunsch brannte in Semmelweis' Brust mit der nämlichen schmerzhaften Stärke, wie er früher die Notwendigkeit empfunden hatte, die Ursache der Erkrankungen aufzufinden, wenn er nicht verzweifeln und zugrunde gehen sollte.

Sein Geist hatte den Gegenstand, der alle seine Kräfte auffog und aufzehrte, nur vertauscht; nicht zu seinem Heil. Denn um der unparteiischen Natur die verborgene Wahrheit abzuzwingen, bedurfte er nur seiner eigenen Vernunft und Energie; um diese Wahrheit den von mancherlei Leidenschaften und Interessen bewegten und getrübten Menschen aufzunötigen, war er auf Mitwirkung des Ver-

standes und guten Willens der Menschen angewiesen.

Für die Leiden, die Semmelweis, im beharrlichen Verfolgen seines Zieles, durch das Leben trug, fehlt den gewöhnlichen Menschen, deren gemäßigtes Gefühlsleben der bewußtlosen Gleichgültigkeit der Natur näher steht, Verständnis und Maß. Semmelweis hatte Momente,, in denen grell und grausam die Vorstellung vor seiner Seele stand: Ich, Ignaz Philipp Semmelweis, halte das Rettungsmittel in meinen Händen; und allenthalben auf Erden sterben ungezählte Tausende, weil mein Rettungsmittel nicht zu ihnen gedrungen ist. Dieser Gedanke, der ihm wie der Traum eines Verrückten erschien, entlud jedesmal in seinem Herzen das Aufkreischen eines wahnsinnigen Schmerzes, von dem er wußte, daß er, wenn der Anfall längere Zeit anhielte, seinen Geist zerstören müsse. Mußte er nun gar erleben, daß jemand der Wahrheit, die er besaß und verkündigte, widersprach, wenn auch mit sachlichen und ehrlichen Argumenten, so fühlte er, wie dieser ungeheure Schmerz Miene machte, sich in Zorn zu verwandeln. Er verspürte dann in der Wurzel seines Wesens etwas wie das erste Zucken möglicher Tobsucht. Dies war der Grund seiner eigentümtlichen Scheu, mit einer

ausführlichen Darstellung und Begründung seiner Lehre schriftstellerisch hervorzutreten, welche Scheu er den in ihn drängenden Kollegen durch den Mangel schriftstellerischer Begabung begreiflich zu machen suchte. Oft hatte er sich an den Schreibtisch gesetzt und begonnen, seine Sache zu beweisen; aber alsbald befiel ihn zornige Aufregung, daß so etwas erst bewiesen werden müsse, wie irgend eine aus der Luft gegriffene Hypothese; er wußte selbst nicht, zu welchen Dimensionen diese Aufregung anwachsen könnte, und warf die Feder weg. Er überließ es daher den anderen, seine Entdeckung der Welt zu verkündigen, und begnügte sich für seine Person mit gelegentlicher mündlicher und brieflicher Mitteilung, sicher darauf bauend, daß seiner Wahrheit, vermöge des in ihr ruhenden unschätzbaren Segens, die Kraft innewohnen müsse, sich auch ohne wissenschaftliche Propaganda durch die ganze medizinische Welt schnell auszubreiten.

Zu diesem Verhalten bewog ihn außer der erwähnten, dem Schauder verwandten Scheu eine Empfindung, die zu tief und zart war, um mit dem viel entweihten Wort „Bescheidenheit" benannt zu werden. Er empfand vor der ihm zuteil gewordenen Wahrheit eine Ehrfurcht, die ihm verbot, seine Person und seinen

Namen so eng mit ihr zu verknüpfen, wie er es, ob auch widerwillig, hätte tun müssen, wenn er als ihr Entdecker und Verfechter vor der Öffentlichkeit aufgetreten wäre. Sogar der Anschein, daß es ihm um seinen Ruhm und Vorteil und nicht ausschließlich um die Rettung zahlloser weiblicher Geschöpfe zu tun sei, widerstrebte ihm. Wenn er den vollständigen Sieg seiner Entdeckung um den Preis hätte erkaufen können, daß keine Seele auf Erden wisse, daß er sie gemacht, ja, daß man einen anderen als Entdecker feiere, er würde diesen Preis, ohne sich zu besinnen, bezahlt haben.

In der ersten Zeit schien sich alles günstig anzulassen. Die Häupter der Wiener Schule, auf deren Stirnen der Strahl des Genius leuchtete, sprachen sich entweder offen für Semmelweis aus oder schenkten doch, wie Rokitansky, Semmelweis' Bestrebungen eine Teilnahme, die fast schon Zustimmung war, wenn sie auch diese in ihrer skeptischen Weisheit vorläufig, fernere Bestätigungen abwartend, noch zurückhielten. Mit tiefem Erröten las Semmelweis in der Zeitschrift der k. k. Gesellschaft der Ärzte den kurzen, alles Wesentliche prägnant zusammenfassenden Aufsatz, in welchem Hebra dem ärztlichen Publikum von Semmelweis' Entdeckung die erste Kunde brachte und

diese der Jennerschen Kuhpockenimpfung gleichstellte. Auch die Leitung des Allgemeinen Krankenhauses trat im Jahresbericht von 1848 durch den Mund Doktor Karl Hallers nachdrücklich für Semmelweis' Entdeckung ein. Skoda, von lebhaftestem Interesse für die Sache ergriffen, bewog das medizinische Professorenkollegium, eine Kommission einzusetzen, welche das statistische Material, worauf Semmelweis seine Schlüsse gründete, vervollständigen sollte.

Skodas Bundesgenossenschaft bezeichnet in Semmelweis' Leben den Höhepunkt der Erfolge, welche die von ihm gefundene große Wahrheit nach außen errang.

Durch rastloses Beobachten und Sinnen gelang es Semmelweis, seine Lehre noch in einigen wesentlichen Punkten zu ergänzen und berichtigen. Einige traurige klinische Erfahrungen belehrten ihn, daß nicht nur Leichenteile, sondern auch in Zersetzung begriffene organische Substanzen, die von lebendigen Kranken herrühren, das Kindbettfieber einzuimpfen vermögen. Eine Krebskranke und eine an Caries des Kniegelenkes leidende Frau, die im Gebärhaus entbunden wurden, verursachten, da man nach ihrer Untersuchung die Chlorkalkwaschungen unterließ, im Spätherbst 1847 ein abermaliges Aufschnellen der Sterblichkeit.

Semmelweis wurde es klar, daß trotz aller Gewissenhaftigkeit die Reinlichkeit, die er im Gebärhaus durchzusetzen vermochte, noch weit entfernt war von dem idealen Zustand, der jede Infektion von außen so gut wie ausschloß. Wie wäre ein solcher auch möglich gewesen zu einer Zeit, da die neuen Desinfektionsmaßregeln noch bei Ungläubigen, Zweiflern und Spöttern zur Geltung gebracht werden mußten? Damals bildete sich in Semmelweis die Überzeugung, daß da nur ein staatliches Gesetz Abhilfe zu schaffen vermöge, welches die peinlichste Einhaltung dieser Maßregeln, unter strengster Verantwortung, allen, vom Professor bis zur letzten Wärterin, zur Pflicht macht. Er sah jetzt, daß nicht nur die Finger, sondern alle möglichen Utensilien das mörderische Gift dem Organismus einführen können, ja, daß es auch ohne körperliche Berührung durch die Luft in den Körper dringen kann.

Er war voll Zuversicht, daß die überall, im Aus- und Inland, erprobte Wahrheit seiner Entdeckung bald zur Erlassung eines solchen Gesetzes führen müsse.

Deshalb war Semmelweis' Stimmung in der ersten Zeit eine freudig gehobene, obwohl alles seiner feurigen Ungeduld viel zu langsam

und gleichgültig ging. In diesem Fall kostete ja jeder verlorene Tag Menschenleben.

Aus dieser Stimmung warf ihn auch nicht ein erschütterndes Ereignis, welches wohl geeignet war, ihn über die Aufnahme, welche seine medizinische Heilsbotschaft bei den Menschen finden würde, mit finsteren Ahnungen zu erfüllen.

Die Anzahl der in- und ausländischen Studierenden im Gebärhaus war infolge der andauernd günstigen Sterblichkeit wieder auf die alte Höhe gesetzt worden.

Unter den Ärzten, welche bei Semmelweis praktizierten, befand sich auch ein Schüler des Kieler Professors und Leiters des dortigen Gebärhauses Dr. Michaelis. Dieser Schüler, er hieß Dr. Schwarz, berichtete seinem Lehrer über die großartige Entdeckung Semmelweis' und empfing von ihm eine Antwort, in welcher Michaelis unter Berufung auf eigene Erfahrungen in der Privatpraxis und auf der Klinik die starke Vermutung von der Richtigkeit der Lehre Semmelweis', „der vielleicht einen großen Fund getan habe", aussprach. Unter den Fällen, die Michaelis anführte, erwähnte er auch einer Cousine, die er, Michaelis, nach ihrer Entbindung zu einer Zeit untersucht habe, in welcher er häufig Leichen sezierte. Diese Cousine

erkrankte am Puerperalfieber und ſtarb. Niemand konnte dem wiſſenſchaftlich nüchternen Ton dieſes Briefes anmerken, welche Empfindungen den Schreiber bewegten. Er beauftragte Dr. Schwarz, Semmelweis für die Wohltat, die er der Menſchheit erwieſen, zu danken.

Als einige Zeit nachher ein anderer Michaelis-Schüler nach Wien kam, fragte ihn Semmelweis um den verehrten Mann und erfuhr zu ſeinem Entſetzen, daß Michaelis tot ſei.

Neue Erfahrungen hatten ihm die volle Überzeugung verſchafft, daß Semmelweis recht habe und daß alſo er den Tod ſeiner Couſine verſchuldet habe. Darüber verſank er in tiefe Schwermut. In der Nähe von Hamburg warf er ſich auf die Schienen unter die Räder eines dahinbrauſenden Eiſenbahnzuges.

Semmelweis verſtand und bewunderte die Gewiſſenszartheit dieſes Arztes; daß aber die Empfindung, die Michaelis in den Tod trieb, in minder edlen Naturen eine Gefahr für die Anerkennung ſeiner Entdeckung werden könnte, kam ihn nicht in den Sinn.

Einmal äußerte er gegen ſeinen Chef, Profeſſor Klein, ſeine Verwunderung, daß es manchen Ärzten offenbar ſchwer falle, ſeiner Lehre, die doch Tauſenden das Leben rette, rückhaltlos zuzuſtimmen.

„Wie, darüber wundern Sie sich?“ sagte der Professor; „wenn Sie einen Arzt beweisen, daß er Tausende umgebracht hat, glauben S', daß er Ihnen dafür um den Hals fallen wird?“ Semmelweis wußte sehr genau, daß er selbst hunderte von Todesfällen verschuldet hatte, und zuweilen schmerzte ihn dieses Bewußtsein. Aber er trug diese seelischen Leiden wie Wunden, die er im Kampf für das Wohl seiner Mitmenschen empfangen hatte. Die armen Opfer seiner ehemaligen ärztlichen Unwissenheit waren ihm ehrwürdig als unschuldige Märtyrerinnen, die für eine heilige Sache leiden und sterben mußten. Wie man in solche Dinge Rücksichten der Eigenliebe einmengen konnte, war ihm unverständlich.

Auch über seinen Chef täuschte er sich. Er glaubte, der Anstalt, an der er wirkte, Ehre erworben zu haben. Er ahnte nicht, daß sein Chef, so geschmeichelt er sich zuweilen dadurch fühlte, daß eine große Entdeckung unter seiner Oberleitung gemacht worden war, ihm im stillen doch scheel gesinnt war, weil er die Untersuchungen Semmelweis' als Kritik und Tadel seiner früheren Amtsführung auffaßte. Es fehlte auch nicht an Zuträgern, die Professor Klein zu verstehen gaben, daß Semmelweis' Beweisführung eigentlich auf eine Denunziation

der von ihm geleiteten Anstalt wegen grober Unreinlichkeit hinauslaufe, deren Folge die zahlreichen Todesfälle waren. Semmelweis hatte noch nicht genug menschliche Gemeinheit geschmeckt, um zu bemerken, was in seiner nächsten Umgebung, die von Teilnahme und Anerkennung für ihn und seine Bestrebungen erfüllt schien, unter dünner Decke an Mißgunst, Unverstand und Neid tuschelte und die Köpfe zusammensteckte. Leuchtenden Angesichts nahm er die Glückwünsche entgegen, als im März 1848, dem großen Monat, in dem in Österreich die Freiheit geboren wurde, im Gebärhaus, zum ersten Mal seit vielen Jahren, sich nicht ein einziger Todesfall ereignete. Null Prozent Sterblichkeit! Nun mußte ein Blinder die Wahrheit sehen!

Semmelweis selbst sollte sich bald die unglaubliche Wahrheit enthüllen, daß er sich durch seine Entdeckung in Wien die Wurzeln seiner wissenschaftlichen Existenz abgeschnitten hatte.

Wie erwähnt, hatte das Professorenkollegium auf Skodas Vorschlag eine Kommission eingesetzt, welche im Gebärhaus Daten sammeln sollte, um über Semmelweis' Entdeckung ein entscheidendes Urteil zu gewinnen. Obwohl Professor Klein dem Vorschlag nicht widersprochen hatte, erhob er Protest beim Ministerium,

und dieſes entſchied, daß die Kommiſſion ihre Arbeit nicht beginnen dürfe.

Als das Ende der zweijährigen Dienſtzeit Semmelweis' herannahte, bat er, wie dies ſeinem Vorgänger, Dr. Breit, bewilligt worden war, ihm eine zweijährige Verlängerung der Aſſiſtentur zu gewähren. Als Grund ſeiner Bitte führte Semmelweis an, daß ihm nur eine längere Fortführung ſeines Amtes Gelegenheit und Material biete, um ſeine vielangefochtene, bedeutungsvolle Anſicht über die Entſtehung des Kindbettfiebers zu bekräftigen. Semmelweis' Bitte wurde abgewieſen; das nämliche Geſuch ſeines Kollegen an der zweiten Abteilung wurde bewilligt.

Nachdem Semmelweis am 20. März 1849 aus ſeiner Aſſiſtentenſtelle ausgeſchieden war, bat er um eine Privatdozentur über Geburtshilfe. Sie wurde ihm verweigert. Er wiederholte ſein Geſuch. Das zweite Geſuch blieb acht Monate liegen. Am 10. Oktober wurde Semmelweis zwar zum Privatdozenten über theoretiſche Geburtshilfe ernannt, aber mit Beſchränkung der Demonſtrationen und Übungen aufs Phantom. Am Kadaver zu lehren, ſollte ihm verboten ſein.

Die ſo eingeſchränkte Dozentur war für Semmelweis wertlos. Ein bei einem Dozenten

gehörtes Kolleg wurde nach dem Gesetz einem Studierenden nur dann als gültig angerechnet, wenn es nach Umfang und Inhalt dem Kolleg des Professors gleichwertig war. Da nur der Professor Demonstrationen und Übungen an der Leiche vornehmen durfte, hätte daher kein Studierender bei Semmelweis hören können. Dies widerfuhr Semmelweis, dessen geburtshilflichen Operationskurs der ausgezeichnete Kliniker Adolf Kußmaul, der sein Schüler gewesen war, noch fünfzig Jahre später als einen ganz vorzüglichen pries.

Semmelweis hatte die Verweigerung der Verlängerung seiner Assistentur nur mit äußerster Anstrengung verwunden. Als er den Bescheid erhielt, der ihm auch die Dozentur unmöglich machte, mußte er sich auf den Tisch stützen, an dem er gerade stand. Erst ward er weiß bis in die Lippen, dann färbte eine aufsteigende heiße Blutwelle sein Gesicht braunrot, so daß ihm die Stirnader schwoll. Wie hilflos griff er sich mit beiden Händen an die Schläfen. Wuchtig wie Eisenhämmer ließ er hierauf beide Fäuste auf die Tischplatte niederfallen, so daß das dünnbeinige, alte Möbel mit Gekrach zusammenbrach. Diese erste große Erfahrung von der Gemeinheit der Welt verursachte ihm einen Herzkrampf.

Nicht Kränkung über erlittenen Undank war es, was er empfand; um Dank war's ihm niemals zu tun gewesen. Aber daß man ihn verhinderte, die rettende Wahrheit, die er besaß, dem heranwachsenden ärztlichen Geschlecht mitzuteilen, dieser Gedanke drohte seinen Verstand zu erschüttern, und er schrie laut einige sinnlose Worte, um sein zum Wahnsinn reizendes Zischeln zu übertäuben.

In diesem Moment senkte sich der Glaube an eine gegen ihn oder vielmehr gegen seine Sache gerichtete heimliche Konspiration der Fachgenossen wie ein tödlicher Keim tief in sein durch die fürchterliche Erregung aufgelockertes Gehirn.

Was ihn in diesen schrecklichen Tagen vor völliger Verzweiflung rettete, war, daß gerade damals Skoda mit dem ganzen Gewicht seiner Autorität und dem vollen Glanze seines Namens in einem Vortrag, den er in der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften hielt, Semmelweis' Sache zu seiner eigenen machte. Vielleicht ahnte der Tiefblick des großen Reformators in dieser durch ihre Einfachheit verblüffenden Entdeckung den Keim zu einer zunächst für das Nachbargebiet der Chirurgie fruchtbaren Umgestaltung der gesamten medizinischen Wissenschaft. Schöpferische Geister sehen nicht selten die allen

anderen noch unsichtbaren Ziele, denen sich eine Wissenschaft, ohne dies selbst zu ahnen, entgegenbewegt.

Der Vortrag Skodas erhielt Semmelweis die Hoffnung, daß, mochte man auch ihn selbst aus Wien vertreiben, indem man ihm den Weg versperrte, seine Entdeckung auszubauen und zu lehren, doch die von ihm dem Tod abgerungene Wahrheit bald durch eigene Kraft segenspendend die Welt erobern müsse.

Er äußerte diese Überzeugung zu einigen Freunden, die ihn im Oktober 1850 zum Dampfschiff begleiteten, auf dem er die Donau hinab nach Pest fahren wollte. Denn er hatte sich entschlossen, nach seiner Vaterstadt zu übersiedeln, um vielleicht dort zu finden, was ihm Wien versagte. Der Abschied wurde Semmelweis sehr schwer, obwohl es ihm gelang, die innen aufquellenden Tränen durch laute, erkünstelte Lustigkeit niederzuringen.

Als das Schiff den Landungssteg verließ, deutete er mit energischer Handbewegung in der Richtung von Wien und rief den ihm nachwinkenden Freunden, halb hoffnungsvoll, halb drohend zu: „Ich komme gewiß wieder!“

Wie in allen entscheidenden Augenblicken seines Lebens, dachte er auch jetzt an Kolletschka.

Dieſer nickte langſam mit dem ernſten Haupt, als ob er ſagen wolle: „Gewiß kommſt du wieder!“

Fünftes und letztes Kapitel.

Semmelweis kam nach Wien zurück, aber anders, als er gedacht hatte.

Äußerlich geſtaltete ſich ſein Schickſal in Peſt ſo freundlich, als dies bei der Beſchaffenheit dieſer Welt überhaupt möglich iſt.

Kurze Zeit nach ſeiner Überſiedlung erhielt er die Stelle eines unbeſoldeten Primararztes an der geburtshilflichen Abteilung des St. Rochusſpitals. Es gelang ihm, das Kindbettfieber, das bis dahin in dieſer Anſtalt mörderiſch gewütet hatte, beinahe auszurotten. In den ſechs Jahren, die Semmelweis ſein Amt bekleidete, ereigneten ſich 933 Geburten und nur acht Todesfälle an Kindbettfieber.

Im Jahre 1855 wurde Semmelweis die ordentliche Profeſſur und die Leitung der Klinik an der Univerſität verliehen.

So ungünſtig die Verhältniſſe an der Klinik lagen, wußte Semmelweis doch in mehrjährigem, hartnäckigem Kampf mit Behörden, Studierenden, Schülerinnen und Wärterinnen dieſe Anſtalt

so zu reformieren, daß das Kindbettfieber so gut wie verschwand.

Das Hauptübel war die Unzulänglichkeit des Bettwäschevorrates, welche gewissenlose Wärterinnen oft verleitete, gar nicht oder schlecht gereinigte Leintücher zu verwenden. Einmal legte Semmelweis in seiner ehrlichen Entrüstung einem an den damals allmächtigen Statthaltereirat v. Tandler gerichteten Gesuch um schleunige Abhilfe einige übelriechende Beweisstücke aus dem Wäschevorrat bei.

Im Jahre 1857 verheiratete sich Semmelweis mit einem hübschen, liebenswürdigen und heiteren Mädchen, der Tochter des wohlhabenden Kaufmannes Weidenhofer. Sie schenkte ihm drei gesunde Kinder und schuf ihm eine angenehme Häuslichkeit. Semmelweis' Privatpraxis blühte auf, und da beide Ehegatten von Haus aus Vermögen besaßen, brauchte sich Semmelweis, worauf er mehr und mehr Wert zu legen begann, keine Annehmlichkeit und Bequemlichkeit zu versagen, und konnte ein gastfreies Haus führen.

Semmelweis bot der Welt den Anschein eines glücklichen Menschen, und hat sich vielleicht selbst dafür gehalten.

Und doch fraß an seinem Kern eine unablässig nagende Qual: die Sorge um das Schicksal seiner Lehre.

Was half es, daß er ihr Geltung erzwang, so weit der Bereich seiner mächtigen Persönlichkeit sich erstreckte, und in Ungarn ein Geschlecht von ihr durchdrungener Ärzte und Hebammen erzog? Jenseits dieser nahen Grenze hatte die von ihm gefundene und durch Ausrottung dreier „Epidemien", wie er meinte, unwiderleglich bewiesene Wahrheit mehr Widersacher als Verteidiger. Das Anschwellen des Stoßes gegen seine Lehre gerichteter Abhandlungen und Bücher auf seinem Schreibtisch ließ Semmelweis nicht in Zweifel, daß die Anzahl seiner Gegner in schnellem Wachsen war. Trotz der Bundesgenossenschaft Skodas erklärten sich fast alle Träger in der Gynäkologie und Geburtshilfe gefeierter Namen gegen ihn. Wissenschaftliche Akademien sprachen das Verdammungsurteil über seine Lehre aus, und unfehlbare Leuchten der Wissenschaft, wie Virchow, behandelten sie, falls sie sie nicht totschwiegen oder, vornehmer gesagt, ignorierten, als einen durch die fortschreitende medizinische Erkenntnis längst überwundenen, schier kindischen Irrtum.

Die Hoffnung auf baldige Anerkennung der Wahrheit, mit der Semmelweis Wien verlassen hatte, erlosch in seiner Brust; aber seine Überzeugung von ihrer Richtigkeit erschütterte das nicht. Nur verursachte es in ihm immer

häufigere Anfälle jenes unheimlichen Schmerzes, daß infolge der Verblendung der zum Helfen Berufenen ungezählte Tausende, die leicht und sicher zu retten waren, elend zugrunde gehen mußten. Es gewährte Semmelweis, dem der statistische Trieb tief im Blute saß, ein grimmiges Vergnügen, die Anzahl der Opfer zu berechnen, welche jeder Tag kostete, den die Anerkennung und Durchführung seiner Lehre auf sich warten ließ.

Wenn Semmelweis allein war, grübelte er unablässig, wie einst über die Ursache des Kindbettfiebers, über die Ursache der unbegreiflichen Erscheinung, daß die Fachgenossen von dem ihnen gebotenen sicheren Rettungsmittel nichts wissen wollten.

Zuweilen, wenn er brütend in seinem Zimmer saß, kam ihm der Gedanke, ob er nicht am Ende verrückt sei und sich nur einbilde, dieses Rettungsmittel gefunden zu haben, so wie andere Verrückte an dem Wahn leiden, den Stein der Weisen zu besitzen.

Oft nahm er sich vor, sich die Sache aus dem Kopf zu schlagen und seine ganze geistige Energie auf einen anderen wissenschaftlichen Gegenstand zu werfen. Aber er konnte sich nicht losreißen. Statt anderer Bücher las er immer wieder ausschließlich die Schriften, die

von seiner Entdeckung handelten, und geriet in Wut über die albernen Mißverständnisse und böswilligen Entstellungen seiner Lehre, denen er allenthalben begegnete, über die nichtigen Argumente, mit denen man etwas wegzudisputieren suchte, wovon er doch so sicher wußte, daß es da sei, als er von seiner eigenen Existenz überzeugt war.

Die Erbitterung machte Semmelweis' Geist hellsichtig. Mit schneidender Klarheit überschaute und überlickte er die verwickelten Labyrinthe von Mißverständnissen, Irrtümern und Fehlschlüssen, in denen sich das Denken jedes einzelnen seiner Feinde bewegte, die, wie er es ansah, durch Begriffsstutzigkeit oder Übelwollen Menschen mordeten. Sein Blick drang in die hintersten und finstersten Schlupfwinkel, in denen sich die lichtscheuen Motive verkrochen, die bei der Verwerfung seiner Lehre wirksam waren.

In den meisten war es die Empfindung, die den edlen Michaelis in den Tod getrieben hatte, die sie abhielt, Semmelweis zuzustimmen: Semmelweis' Lehre annehmen, hieß eingestehen, daß man Hunderte aus Unwissenheit getötet habe. Das wollten sie um keinen Preis; ohne sich klar zu machen, was der eigentliche Antrieb war, griffen diese Gegner

nach allen Gründen, durch die sich Semmelweis' Entdeckung anzweifeln ließ. Solche lagen den damaligen Ärzten nahe genug. Manchen kam diese Entdeckung gar nicht wie Wissenschaft vor. Zu der erhaben scientifisch klingenden Frage nach der Ätiologie des Puerperalfiebers stimmte doch nur eine ebenso schwierig und lateinisch klingende Antwort. Nicht die Aufklärung, daß die Ärzte selbst, weil sie sich nicht genügend wuschen, die „Ätiologie" wären. Das kam fast heraus wie ein schlechter Spaß. Andere konnten sich von dem eingealterten Vorurteil nicht trennen, daß das Kindbettfieber eine wahre Epidemie und daher kosmisch-tellurisch-atmosphärisch oder wenigstens miasmatisch verursacht sei. Die Erfolge der Chlorkalkwaschungen wurden von vielen geleugnet. Kein Wunder. War doch die Überzeugung von ihrer strengen Unerläßlichkeit das einzige, was die Zähigkeit und Energie verlieh, auf gewissenhafteste und peinlichste Durchführung der Maßregel zu bestehen. Das taten nur die wenigsten. Andere schrieben die günstigen Erfolge anderen Ursachen zu; ja, Semmelweis hatte den Verdacht, daß einige, die seiner Lehre jeden Wert absprachen, sie im geheimen verwerteten. Ihre günstigen Statistiken flüsterten ihm dieses Geheimnis zu. In Semmelweis'

Augen waren dieſe unredlichen Gegner nicht einmal die ſchlimmſten. Sie unterſchlugen zwar ihm den Ruhm ſeiner Entdeckung, aber nicht den Menſchen ihren Segen.

Semmelweis warf ſich zuweilen vor, daß er ſeine Lehre nicht durch perſönliches ſchriftſtelleriſches Auftreten unter den Menſchen verbreitet habe. Aber ſo oft er zur Feder griff, geriet er in wilde Aufregung. Namentlich die Schriften ſeines Nachfolgers in der Wiener Aſſiſtentur, Karl Braun, und Skanzonis in Prag reizten ihn ſo, daß er in heftigen Zorn verfiel.

Dieſe innere, nie ruhende Seelen- und Geiſtesmarter war in Peſt Semmelweis' wahres Leben; das äußerliche Glück war nur ein Traum, an dem er mit ſeinem innerſten Ich nur halb teilnahm.

Semmelweis' Verhängnis war, daß er ſich, als zu Anfang der Sechzigerjahre der von ihm entdeckten Wahrheit die Gefahr drohte, von ſeinen Gegnern lebendig begraben zu werden, von einigen wohlmeinenden Freunden verleiten ließ, ſeine Sache in einer größeren Arbeit zu verfechten. Sie erſchien 1861 unter dem Titel: „Die Ätiologie, der Begriff und die Prophylaxis des Kindbettfiebers". Der Leſer des Buches kann Blatt für Blatt verfolgen, wie der Geiſt

Semmelweis', je mehr er sich streitend und scheltend mit den Gegnern einläßt, allmählich in geistige Störung hinübergleitet. Seine Scheu, zur Feder zu greifen, war ihm von einem guten Genius eingegeben.

Als auch dieses Buch nicht die erhoffte Wirkung hatte, veränderte sich Semmelweis in bedenklicher Weise. Sein Hang, das Leben zu genießen, schwoll zur Gefräßigkeit und lüsternen Sinnlichkeit. Es war, als ob er in groben leiblichen Lüsten Vergessenheit suchte. Sein tiefer Ekel an den Menschen brach in einer Neigung zu obszönen Reden aus. Er, der bescheidene Mensch, konnte, wenn das Gespräch auf seine Entdeckung kam, hochaufgerichtet, mit blitzenden Augen auf die Brust schlagen und sich mit lauter Stimme den größten Wohltätern des Menschengeschlechtes zuzählen. Einmal hielt er auf der Straße die Vorübergehenden an und predigte ihnen, deklamierend und gestikulierend, seine Lehre, welche die Ärzte, diese Schurken und Mörder, totschwiegen. Auch körperlich war er kaum mehr zu erkennen; er wurde fettleibig. Im Sommer 1865 gestaltete sich sein geistiger Zustand so, daß er in eine Heilanstalt gebracht werden mußte. Einer seiner Freunde, ein tüchtiger Arzt, nahm die schwere Pflicht auf sich, Semmelweis in Begleitung

eines Wärters nach Wien in die Görgenſche Anſtalt in Döbling zu bringen. Um ihn zu bewegen, das Dampfſchiff zu beſteigen, redete der Arzt Semmelweis ein, er müſſe nach Wien, um dort in der Ärzteabteilung des Gebärhauſes Ordnung zu machen, wo ſeit ſeinem Abgange das Kindbettfieber wüte. Semmelweis ſchien nicht zu verſtehen, was der Arzt ihm ſagte, aber er ſchritt gutwillig über den Landungsſteg auf das Schiff.

Mit mühſam keuchenden und rauſchenden Räderſchlägen arbeitete ſich der Donaudampfer ſtromaufwärts, der Semmelweis im Juli 1865 von Peſt nach Wien brachte. Der langen Fahrtdauer wegen waren außer Semmelweis und ſeinen zwei Begleitern nur wenige Paſſagiere an Bord: ein jüdiſcher Getreidehändler, ein preußiſcher Geſchäftsreiſender, zwei ſlovakiſche Hauſierer mit glattem, eingefettetem, oberhalb des Nackens gerade abgeſchnittenem Haar und ſtumpfen, gutmütigen Geſichtern, und ein junges, ſchwarzgekleidetes Frauenzimmer mit einem hübſchen, blondhaarigen Knaben.

Der Kapitän hatte für Semmelweis auf dem Vorderdeck ein von einem Segeltuchzelt beſchattetes Lager aufſchlagen laſſen. Dort wurde er von der Neugier oder der Teilnahme der Mitreiſenden wenig beläſtigt. Stundenlang

ſtand er ſchweigend da, den Schnürrock geöffnet, das Hemd gelüftet, und blickte in der Richtung der Fahrt über die Waſſerfläche. Die ſtrömende Briſe kühlte ihm die mächtige, haarige Bruſt und die furchige, gewölbte Stirne, die der nachläſſig zurückgeſchobene Filzhut frei ließ. So paßte der Kranke in trotziger, ſtolzer Haltung auf den Moment, in welchem der Stephansturm in der Ferne ſichtbar werden würde.

Ab und zu wechſelte er einige Worte mit dem ärztlichen Freunde, der ihm immer dicht zur Seite blieb, während der Wärter in einiger Entfernung auf einer Bank ſaß, ohne den Kranken aus dem Auge zu laſſen.

In der Nähe von Preßburg fuhr der Dampfer gegen Abend auf eine Sandbank auf und konnte nicht flottgemacht werden. Die Reiſenden mußten die Nacht, ſtatt in Preßburg, mitten auf dem Strom verbringen.

Semmelweis ſaß ruhig da und ſchien ſich über den Glanz der rötlichen Abendſonne zu freuen, die ſich im Strom widerſpiegelte. Sein Freund hielt Semmelweis' linke Hand in der ſeinigen und ſuchte ihn durch allerlei Erzählungen zu zerſtreuen. Da kam der hübſche blonde Knabe geſprungen, blieb vor Semmelweis ſtehen und ſah ihn neugierig

an. Der Kranke ließ seine Blicke wohlgefällig auf den feinen Zügen des Kindes ruhen, dessen große Augen lebhafte, fragende Gedanken verrieten.

„Kennst du mich, Bubi?“ fragte er den Knaben. Dieser schüttelte stumm den Kopf. „Ah, darum kommst du so couragiert zu mir?“ fuhr der Kranke fort, „du weißt nicht, wer ich bin. Ich bin der Riese Fratzfressius, der schon viele hundert Kinder gefressen hat! Drum hab' ich auch einen so dicken Bauch!“ Und er schlug sich mit der Hand auf den Bauch, während der Kleine ängstlich zu der schwarzgekleideten jungen Frau lief, die inzwischen gekommen war, um zu sehen, wo ihr Schützling bleibe. „Aber dich werd' ich nicht fressen,“ sagte er freundlich lachend, „komm' nur ruhig zu mir.“ Semmelweis war auch in seinem jetzigen, traurigen Zustand etwas von der Anziehungskraft geblieben, die er immer auf Kinder und Tiere ausgeübt hatte. Der Knabe ging zu ihm hin und legte zutraulich sein kleines Händchen in die große, fleischige Rechte, die Semmelweis ihm hinhielt. „Was du für eine feine Haut hast, man sieht an der Schläfe die feinsten Äderchen,“ sagte dieser, ihm mit der Linken das Haar zurückstreichend. Die Frau, in ihrem Schrecken, das Kind in so naher Berührung mit dem

wahnsinnigen Mann zu finden, war näher herangetreten und blickte voll Besorgnis den Wärter an, der sich erhoben hatte. Auf dessen beschwichtigenden Wink blieb sie unschlüssig stehen. Semmelweis befühlte wie untersuchend den Kopf des Knaben, den dieser ruhig an sein Knie lehnte, und schien angestrengt nachzudenken, denn er zog die buschigen Brauen zusammen. Dann rollte er seinen Blick, der einen strengen Ausdruck angenommen hatte, auf die Frau, fixierte sie und fragte in dem geschäftlich entschiedenen Ton eines Spitalarztes, der einer neuen Patientin Fragen stellt: „Sind Sie die Mutter des Knaben?“ Die Frau gab keine Antwort, offenbar fürchtete sie sich, Da mischte sich der Arzt ein. „Beantworten Sie doch die Frage des Herrn Professors,“ sagte er; er besorgte, daß die Frau Semmelweis durch ihr ungeschicktes Benehmen aufregen könnte. „Ich bin nicht seine Mutter,“ sagte sie rasch auf einen verstohlenen Wink des Wärters, „ich bin seine Tante, seine Mama ist tot.“ „Tot? So?“ sagte Semmelweis; „merkwürdig! Wann ist sie denn gestorben?“ „Vor zwei Monaten, ich trag' noch Trauer um sie.“ Der Frau kamen die Tränen. „Jetzt bring' ich den Kleinen nach Wien zu seinen Großeltern,“ fuhr sie mit erstickter Stimme fort. „Tot! Gestorben!“ murmelte

Semmelweis, den Kopf wiegend; „und woran denn?“ Die Frau war offenbar in Verlegenheit, was sie antworten sollte, des Kleinen wegen, der mit großen Augen zuhörte. „An, an . . .“ stotterte sie. „Woran?“ forschte der Kranke dringender. „Der liebe Gott hat dem Joszi ein Schwesterl schicken wollen,“ sagte sie zögernd, „und da ist sie gestorben.“ „So!“ sagte Semmelweis, „also vermutlich an . . .,“ er schien vergebens das Wort zu suchen, und, zu seinem Freunde gewendet, fuhr er fort: „Ist das nicht wunderbar? Daß Menschen an einer Krankheit sterben können, die's längst nicht mehr gibt? Sogar ich habe ihren Namen vergessen, und ich bin doch ein gelehrter Arzt! Und doch sterben sie noch immer dran! Dumme Frauenzimmer!“ Er nahm den Kopf des mutterlosen Knaben zwischen seine beiden Hände und vertiefte sich, den Kopf hin und her wiegend, in seinen Anblick. Seine Mundwinkel zuckten schmerzlich, der Laut des Mitleidens „Jöi, jöi“, den er vor vielen Jahren ausgestoßen hatte, als er auf der Fahrt zur Tante Völker halbflügger Rebhühner angstzwitschernd auffliegen sah, kam von seinen Lipen, und ein stoßweises inneres Schluchzen erschütterte seinen gewaltigen, über den Knaben gebeugten Körper. Er drückte sein Gesicht auf dessen blonden Scheitel und

ſtromweiſe rannen ihm die Tränen über die Backen in das goldſchimmernde Haar. Erſchrocken machte ſich das Kind von ihm los und verbarg ſich in den ſchwarzen Kleidfalten der Tante.

„Haſt recht, Bubi," rief Semmelweis, „lauf' nur weg von mir! Ich hab' ja dein Mutterl umgebracht, Bubi!" Ehe ihn ſeine Begleiter hindern konnten, warf er ſich auf beide Knie und rutſchte, die Hände kindiſch bittend mit den Flächen aneinanderſchlagend, zu dem Knaben hin. „Ich hab dein Mutterl umgebracht, nicht bös ſein, Bubi. Ich hab' das Mittel gehabt, um ihr das Leben zu retten, aber ich war zu ſtolz darauf und hab's aller Welt verſchwiegen, daß ich das Mittel' hab'. Der Kaiſer hätte kommen müſſen und mir ſeine goldene Krone geben, dann hätt' ich's geſagt. So lang' hab' ich geſchwiegen, bis ich das Mittel vergeſſen hab', und die Krankheit, gegen die es hilft, ſogar ihren Namen weiß ich nicht mehr. Und da ſind ſie geſtorben, dein armes Mutterl und Hunderte, Tauſende . . ." Er ſprang plötzlich auf. „Da, da, da, ſchau, da fliegen ihre armen Seelen!" Und er wies auf einen Zug weißer Möwen, die vor der ſchattenblauen Auinſel, in deren Nähe das Schiff feſtlag, vorbeiſtrichen.

Auf einen ſtummen Wink des Arztes entfernte ſich die Frau mit dem Knaben. Semmelweis aber lehnte ſich ans Schiffgeländer und ſah in das rauſchende Waſſer. Als es dämmerte, begann er leiſe zu ſingen, in dumpfen, langezogenen, ſchwermütigen Tönen, welche das Gefühl ſpurloſen Vergehens und Hinſchwindens in zerfließende Nebel zu malen ſchienen, worin ihn das Hinwogen und Verrauſchen des Waſſers verſenkte. Plötzlich fuhr er auf: „Jetzt wollen wir tanzen! Wo ſind die Zigeuner? Da haſt du, Primas!“ Er warf ſeinen Hut hin und begann ſchwerfällige Tanzbewegungen zu machen. Doch ſträubte er ſich nicht, als ihn Arzt und Wärter die Treppe hinab in ſeine Kabine führten. Als er im Kajütenſalon an einem Spiegel vorbeiging, blieb er ſtehen und betrachtete ſein Geſicht. Dann reckte er die Zunge und ſagte, auf ſein Spiegelbild deutend: „Ein dummer Schädel! Was er gedacht hat, das war alles Unſinn. Aber wenn ihr ihn aufmacht, meine Herren, dann werdet ihr drinnen die Wahrheit finden! Wie damals beim Kolletſchka, wißt ihr's noch, meine Herren, wie beim Kolletſchka . . .“ Wie vor Zeiten in Neſtroyſchen Poſſen, brach er in ein ſchallendes Gelächter aus, das er nicht zu ſtillen vermochte,

obwohl er fast erstickte und ihm die Augen überliefen.

Noch spät hörte der Matrose, der oben auf Deck die Wache hatte, das Gelächter gedämpft aus der Kajütenkabine heraufdringen, wie aus einem vernagelten Sarge.

Gegen Morgen hatte Semmelweis einen Anfall von Tobsucht. Als ihn der Arzt und der Wärter zu bändigen suchten, schrie er ihnen mit schäumendem Munde zu: „Du bist der Skanzoni aus Prag und du bist der Karl Braun aus Wien. Aber macht, was ihr wollt, ich komme doch nach Wien!"

Drei Wochen später starb Semmelweis in der Görgenschen Irrenanstalt in Döbling bei Wien; nicht an seinem Gehirnleiden, sondern, wie Kolletschka, an Pyämie, also an der Krankheit, deren Studium sein Leben erfüllt hatte. Bei seiner letzten Operation in Pest hatte er sich an der Hand verletzt.

Die große Wahrheit, die Semmelweis gefunden, beherrscht heute die Medizin in weiterem Ausmaß, als er in seinen kühnsten Träumen zu hoffen gewagt hatte. Aber das ist nicht die Frucht der Lebensarbeit Semmelweis': auf Grund der Forschungen Pasteurs entdeckte sie Lister in England einige Jahrzehnte später zum zweitenmal. Erst nachdem die Antisepsis ihre segens-

reiche Welteroberung vollendet hatte, kam man darauf, daß die Entdeckung, die Liſter zum Lord gemacht, im Grunde die nämliche Lehre war, um deren willen Semmelweis, als er ſie der Welt verzweifelnd in die tauben Ohren ſchrie, verſpottet und verfolgt worden war.

Doktor Max Caspari

I.

Nie im Leben bin ich einem Menschen begegnet, dessen gesamtes leibliches und geistiges Wesen so vollkommen unter der Herrschaft der Denkkraft stand, wie dies bei Dr. Max Caspari der Fall war. Auf dem Gymnasium gaben wie ihm deshalb den Spitznamen „das Vernunftwesen". Eine Anzahl von Späßen, die wir damals und später über ihn machten, beruhten auf der physiologischen Annahme, daß sämtliche körperliche Bewegungen und Verrichtungen, auch jene, die an gewöhnlichen Menschen unwillkürlich und automatisch vor sich gehen, bei ihm die graue Rindensubstanz des Gehirns zum Zentrum hätten und daher von ihm bewußt gewollt werden müßten, um überhaupt stattzufinden. Vergäße er zufällig einmal, atmen zu wollen oder den Herzmuskel rhythmisch zu kontrahieren, so müsse sein Organismus stille stehen, wie ein Uhrwerk, das man nicht aufgezogen hat. Besonderes Vergnügen bereitete

es uns, mit dieſer Theorie die Möglichkeit periodiſchen Schlafes zu vereinbaren. Wie wir dieſes Problem löſten, weiß ich nicht mehr; ich entſinne mich nur, daß ſeine Gabe, auf die Minute genau zu der von ihm fixierten Stunde zu erwachen, dabei eine wichtige Rolle ſpielte. Ohne jemals eine Taſchenuhr bei ſich zu tragen, wußte er überhaupt immer mit ſchier aſtronomiſcher Präziſion, wie viel es an der Zeit ſei. Alle dieſe, nicht immer geiſtreichen und geſchmackvollen Neckereien ließ er ſich, gutmütig, wie er war, freundlich lächelnd gefallen, ſo lange ſie nicht ins Obſzöne ausarteten. Wenn dies vorkam, wurde er kreidebleich, verbat ſich mit vor Erregung zitternder Stimme ſolche Unziemlichkeiten und verließ für einige Minuten das Zimmer, um ſich ſelbſt die Gelegenheit zu einem heftigen Ausbruch abzuſchneiden. Er war für ſeine Perſon jungfräulich ſchamhaft. Das hinderte ihn aber nicht, gelegentlich Fragen des Geſchlechtslebens mit ſchrankenloſer Geiſtesfreiheit und erſtaunlicher Beleſenheit theoretiſch zu erörtern. Als unerbittlicher Logiker erſchrak er überhaupt vor keiner Folgerung, mochte dieſelbe noch ſo ſcharf der geltenden Meinung und Moral widerſprechen. Ich erinnere mich, aus ſeinem Munde Gedanken gehört zu haben, die ich viel ſpäter in Nietzſches

Schriften aus seiner letzten Periode fand. Gegen sich selbst aber war er sittlich von erbarmungsloser Strenge. Seine moralische Empfindung war von der äußersten Zartheit und Reizbarkeit, eine Unrechtlichkeit oder Gemeinheit konnte in ihm einen Wutanfall hervorrufen, in welchem er sich für Momente nicht kannte. Er war ebenso unfähig, eine Unwahrheit zu sagen, als die Quecksilbersäule des Barometers einen anderen Luftdruck anzeigen kann, als denjenigen, unter dem sie in Wirklichkeit steht. Zu seinen Lieblingsthesen gehörte die Behauptung, die Wissenschaft habe das Recht zur Vivisektion am Menschen, wenn eine wichtige Tatsache auf anderem Wege nicht festzustellen wäre. Dies war um so merkwürdiger, da er eine Idiosynkrasie gegen Blut hatte. Als Gymnasiast fiel er einmal in Ohnmacht, als sich jemand in seinem Beisein in den Finger schnitt. Dies hielt ihn ab, Medizin zu studieren, obwohl es ihm gelang, dieser Schwäche so ziemlich Herr zu werden. Er erzielte dies dadurch, daß er durch einige Wochen regelmäßig den Operationen auf der chirurgischen Klinik beiwohnte. Diese Gewaltkur ist nicht minder bezeichnend für ihn, als die nervöse Schwäche, gegen welche er sie anwendete. Als Sohn eines kränklichen, früh verstorbenen Vaters und einer

tuberkulosen Mutter war er eigentlich von der Natur zur Schwächlichkeit und Kränklichkeit verurteilt. Als Knabe erkältete er sich auch leicht und häufig, hatte zuweilen nervöse Zufälle und bekam Blutandrang zum Kopf und Kopfschmerzen, so oft er sich geistig anstrengte. Wenn er sich trotzdem später zu einem Bergsteiger allerersten Ranges entwickelte, der Körperstrapazen ohne Beschwerde ertrug, welchen die härtesten Führer kaum gewachsen waren, und zu einem geistigen Arbeiter von nie erlahmender Konzentration der Denkkraft, welcher der Erholung und des Schlafes kaum zu bedürfen schien, so war dies nur das Ergebnis seiner beharrlichen körperlichen und geistigen Selbsterziehung. Um sich dieser erfolgreich zu unterziehen, dazu mußte er völlig allein sein. Fremdes Dreinreden und Zeugen des Mißlingens hätten ihn gestört. Von Natur war er linkisch und schüchtern. Es hat mich oft gewundert, daß dieser eigentlich ungeschickte Mensch Felswände zu erklettern vermochte, die Händen und Füßen nur die knappste physikalische Möglichkeit boten, hinaufzukommen. Bei scharfer Beobachtung bemerkte ich, daß auch diese Virtuosität nur das Werk seiner Denkarbeit war. Sein Klettern war nicht naiv und instinktiv, wie das der Gemse oder des Gemsjägers,

ſondern durch und durch phyſikaliſch ausgeklügelt. Sinnfällig klar wurde mir die Methode ſeines Gehirns, die natürliche Ungeſchicklichkeit dadurch zu beſiegen, daß er ſeinen Körper in eine Präziſionsmaſchine verwandelte, deren er ſich wie einer Sache bediente, an der Art und Weiſe, wie er ſich kurz nach der Maturitätsprüfung in kürzeſter Zeit aus einem Stümper zu einem Meiſter im Kegelſchieben ausbildete. Als er das erſtemal ſchob, hatte es den Anſchein, als würde er es niemals erlernen, auch nur die Kugel richtig zu werfen, geſchweige einen Kegel anders als zufällig zu treffen. Als er das zweitemal an unſerer Partie teilnahm, überraſchte mich ſeine Körperhaltung beim Kegeln. Seine Füße ſtanden ſo, daß ſein rechter Arm frei und ohne anzuſtreifen genau in der Richtungslinie des Mittelladens der Bahn hin- und herpendeln konnte. Den Kopf hielt er ſo, daß eines ſeiner Augen (das andere kniff er zu), wie das Abſehen auf einem Büchſenlauf, genau in die Vertikalebene des pendelnden Armes zu ſtehen kam. Die Kugel ließ er in dem Moment los, wenn ſie genau das Aſtloch im Laden deckte, auf welches ſein Auge den Blick feſt geheftet hielt. An dieſem Abend tat er nur wenige Fehlſchübe. Um einen Seitenkegel zu treffen, ſtellte er ſich ein wenig weiter

nach links oder rechts und fixierte einen anderen Punkt des Ladens. Auf unsere Fragen gestand er, in der Zwischenzeit einige Stunden allein geübt zu haben. Das heißt, er hatte seinen Körper in einen Wurfapparat mit Zielvorrichtung verwandelt, der fortan mit maschineller Unfehlbarkeit leistete, wozu der Mensch Caspari zu ungeschickt war. Freilich nicht immer. Wenn seine Nerven aus irgend einem Grunde erschöpft waren, kam es vor, daß er nicht ein einzigesmal traf. Seine durch Geistesarbeit der Natur abgezwungene Geschicklichkeit balanzierte auf messerscharfer Schneide und vollbrachte entweder Wunder oder versagte völlig.

Wie beim Kegelschieben, verfuhr er in allem, worauf er sich verlegte, wenn auch die Methode oft ihrer unheimlichen Kompliziertheit wegen der Wiedergabe durch Worte trotzt. So war er, wie erwähnt, als Bergsteiger ein Kletterapparat.

Ja, ich hatte sogar gegenüber seinen phänomalen geistigen Leistungen oft eine Empfindung, die ich versuchen will, auszusprechen, auf die Gefahr hin, von niemandem verstanden zu werden. Auch sie schienen mir einen ähnlich raffinierten innerlichen Ursprung zu haben wie seine körperlichen Virtuositäten. Sie waren

nicht ganz Natur, sondern seinem Gehirn abgekünstelt. So glaube ich, daß sein Gedächtnis, von dem ich ungeheuerliche Proben selbst erlebt habe, von Natur nicht mehr als normale Stärke besaß. Aber durch ein nur ihm verständliches, ganz und gar persönliches System mnemotechnischer Hilfen gelang es ihm, es zu Leistungen ohnegleichen zu nötigen.

Auch glaube ich nicht, daß sein Kopf von Natur besonders schöpferisch, fruchtbar an Gedanken und Einfällen war. Trotzdem brachte er deren eine Fülle hervor, darunter viele, von denen man sicher war, daß sie vor ihm nie ein Mensch gehabt hatte. Die Lösung des Geheimnisses scheint mir darin zu liegen, daß er jede Tatsache, jeden Gedanken, der ihm vorkam, sehr behend mit allen Tatsachen und Gedanken kombinierte, deren er mächtig war, um zu sehen, ob aus diesen aufs Geratewohl experimentierenden Kombinationen nicht etwas Neues, Geniales herauskomme. Diese Berechnung täuschte ihn nicht. Oft besprach ich mit ihm die theoretische Möglichkeit, eine Maschine zu konstruieren, welche die sämtlichen Permutationen und Kombinationen aller Worte einer Sprache, jedes in Millionen von Exemplaren und in allen möglichen Abwandlungs- und Endungsformen, automatisch herstelle,

wodurch neben einer Masse sinnloser Wortkonglomerate auch die schönsten Gedichte und die tiefsinnigsten Abhandlungen mechanisch zum Vorschein kommen müßten, ohne daß sie von einem lebendigen Kopf erdacht zu werden brauchten. Auch alle möglichen musikalischen Motive ließen sich auf diesem Wege herstellen. Dr. Max Caspars Kopf hatte etwas von einer derartigen Maschine. Trotz der glänzenden Gedanken, die ihm entsprangen, fehlte Dr. Caspari etwas zum vollen Eindruck des echten Genies. Sein Kopf war klein, die Stirne flach, schräg und nicht hoch, die tiefliegenden, etwas kurzsichtigen, mit einer blinkenden Brille bewaffneten Augen hatten mehr den spähenden Ausdruck der Lichter eines Fuchses, als die leuchtende Ruhe des Sonnenpaares, in dem sich unter Goethes mächtig gewölbter Stirne die Welt abbildete. „Er ist ganz Brille," sagte ein witziger Freund von ihm. Ein auserlesener Genuß war es, ihn gelegentlich innerliche Vorgänge, welche als seelische zu bezeichnen er als streng voraussetzungsloser Phänomenalist sorgfältig vermied, beschreiben und analysieren zu hören. Er war kein Selbstbeobachter im modern dekadenten Sinne, sein Selbst war ihm nur ganz zum wissenschaftlichen Beobachtungsobjekt geworden, wie die Wasserdunstgebilde in der Atmosphäre,

und er fixierte seine Veränderungen mit der toten Treue einer photographischen Platte. Daß diese psychologischen Momentaufnahmen von den inneren Erlebnissen, wie sie das populäre Bewußtsein zu haben wähnt, ebenso stark abwichen, als die photographische Momentaufnahme eines Pferdes in voller Carriere von dem Bilde, das sich die Leute auf Grund des Netzhauteindruckes von einem solchen Pferde machen, wirkte auf die ihm eigentümliche humoristische Ader, und er liebte es, mit zwingender Logik nachzuweisen, daß die Menschen sich bei ihren einfachsten und scheinbar durchsichtigsten Handlungen über die wahren Motive ihres Tuns in der lächerlichsten Weise täuschen. So war oder genauer, so erschien mir Dr. Max Caspari. Durch nur ihm eigene, unlehrbare und unlernbare, mit Ameisengeduld angewandte Methoden war es ihm gelungen, seiner kümmerlichen, in ihren Wurzeln krankhaften Körperlichkeit die Leistungen eines Athleten und seinem Durchschnittskopf die Gedanken eines Genies abzulisten. Für sein Ich war sein Körper, den Kopf inbegriffen, ein Stück Außenwelt, eine Sache, die er als Werkzeug zu beherrschen und benützen gelernt hatte. Ich pflegte mir dieses Ich Dr. Max Casparis vorzustellen unter dem Bilde eines im Zentrum seines Kopfes

glühenden, in Momenten geistiger Erregung aus seinen grünlichen Fuchsaugen leuchtenden Lichtpunktes von versengender, wehetuender Intensität.

II.

Dr. Max Caspari war von unheimlichem Fleiß. In der Zeit, welche ein gewöhnlicher Mensch während eines Jahres vergeude, pflegte er zu sagen, lasse sich jede Wissenschaft bequem erlernen. Mit zweiundzwanzig Jahren war er Doktor, mit vierundzwanzig habilitierte er sich als Privatdozent an der Universität, mit neunundzwanzig Jahren, ein Jahr vor seinem Tode, wurde er außerordentlicher Professor. Seine Fachwissenschaft war die Meteorologie; gleich seine erste Arbeit erregte Aufsehen und erwarb seinem Namen einen guten Klang in der wissenschaftlichen Welt. Doch beherrschte er daneben mehrere naturwissenschaftliche Gebiete, namentlich Geologie und Botanik. Vor allem aber war er ein ausgezeichneter Mathematiker, in welcher Wissenschaft er die natürliche Form für seine eigentümliche Denkweise fand. Die sogenannten Geisteswissenschaften existierten nicht für ihn; namentlich gegen die Philosophie hegte er eine tiefe Verachtung. Er schien nicht zu

merken, daß der Inhalt der Gespräche, die er mit einzelnen seiner Kollegen, besonders mit mir, mit Vorliebe führte, Philosophie war. Ein oberflächlicher Beurteiler würde vielleicht von ihm gesagt haben, daß seine leidenschaftliche Liebe zur Natur ihn zur Naturwissenschaft getrieben habe. In gewissem Sinne ist dies richtig. Von früher Jugend an waren Bergwanderungen, die sich zuerst nur auf den Schneeberg, die Rax und die angrenzenden obersteirischen Gebirge erstreckten, bald aber das ganze Alpengebiet umfaßten, seine einzige Erholung; denn allen anderen Vergnügungen ging er aus dem Wege. Er aß sehr mäßig und, was mit seiner Blutscheu zusammenhing, mit Vorliebe vegetabile Kost; Äpfel waren auf Fußreisen sein Lieblingsproviant. Er besuchte keine Gesellschaften, tanzte nicht und trank nur Wasser. Aber ein sentimentales Verhältnis zur Natur hatte er ganz und gar nicht. Die Lenausche Naturlyrik, für die ich ihn in der Studentenzeit zu erwärmen versuchte, wies er beinahe mit Entrüstung zurück. Die Neigung phantasievoller Menschen, menschliches Seelenleben in die Natur hineinzusehen und hineinzuempfinden, war ihm widerlich. Er schalt sie unkeusch. Noch entsinne ich mich eines ausführlichen Gespräches, das ich einmal mit ihm

über dieſen Gegenſtand hatte. Es war im Sommer nach ſeiner Promotion in einem kleinen Bauernwirtshaus in der Goſau, in welchem wir uns zufällig, durch ſchlechtes Wetter zum Einkehren genötigt, begegneten. Er kam gerade vom Dachſtein, ſeiner erſten Hochtour in dieſem Jahre, und ſah mit ſeinem ſonſt blutleeren, jetzt krebsroten Geſicht, von dem ſich die Oberhaut infolge des Sonnenbrandes fetzenweiſe abſchälte, gräßlich aus. Noch klingen mir einige beſonders charakteriſtiſche Sätze aus ſeinen Ausführungen im Ohr, wie er ſie in leiſe mundartlich gefärbter Rede in ziemlich hohem Tenor ſprach, dem ein Anſatz zur Blähhalsbildung jenen unbeſchreiblichen Timbre verlieh, wie man ihn zuweilen in Oberſteier hört. Den Anknüpfungspunkt gab ein in der Gaſtſtube hängender Farbendruck, den vorderen Goſauſee mit dem Dachſtein darſtellend. Dieſes unvermeidliche Bild ärgere ihn, meinte er, wie eine Melodie, mit welcher einen alle Werkel verfolgen. Als ich etwas erwiderte, was darauf hinauslief, daß dieſe landſchaftliche Szenerie zu jenen ganz ſeltenen gehöre, in welchen die Natur ſelbſt es auf eine maleriſche, tief ſtimmungsvolle Wirkung von reinſter Schönheit abgeſehen zu haben ſcheine, wurde er unwirſch. Dieſe „maleriſche“ und „künſt-

lerische" Art, die Natur anzuschauen und „Landschaft", „Schönheit", „Stimmung" und dergleichen in ihr zu sehen, sei nichts als „Kryptoanthropomorphismus" — das frisch geprägte schwierige Wort gefiel ihm so, daß er es, schärfer artikulierend, mehrmals wiederholte — sei nichts als ein verfeinerter Überrest (er gebrauchte den anthropologischen Fachausdruck „Überlebsel") des uralten und urdummen groben Fetischismus, der bäuerisch-germanischen Weltanschauung, die auszurotten ein Hauptziel der Wissenschaft sei. Dann legte er mir dar, wie es im Grunde schon eine Dummheit sei, ein Stück der Planetenrinde, weil es den Menschen auffalle, als ein Ding für sich, als einen „Gebirgsstock" abzusondern und auf einen Eigennamen „Dachstein" oder „Großglockner" zu taufen, als ob es Persönlichkeit hätte. Warum dulden wir diesen Unsinn? Weil der germanische Bauer in diesem Stück Planetenrinde wirklich einen riesenhaften alten Kerl, so dumm, wie er selber, sah. Dann gab er mir eine im hohen Grade sinnlich anschauliche geologische und hydrographische Erklärung des vorderen Gosausees und fügte triumphierend bei: „Das ist der Gosausee, das muß man in ihm sehen, und, wenn er schon gemalt werden soll, so muß man ihn so malen, daß jedermann sieht, daß

er das ist, und nicht, wie dein verrückter Poet gemeint hat, „ein ernstes Bild tiefsinniger Betrachtung". Ihn zu einem Symbol von irgend etwas Menschlichem notzüchtigen, einer Stimmung oder einem Gedanken, das ist gerade so klug, als wenn ein Pfaffe sich einredet, irgend ein Felsgebilde sei ein von der Natur angefertigtes Steinbild der heiligen Jungfrau." Nach diesen Ausfällen schilderte er mir nicht ohne Größe die Freude, die ihm der Anblick eines großen Stückes Planetenrinde von den höchsten Höhen der Gebirge bereite, wo er die Natur nicht aus der den Malern allein geläufigen Menschenperspektive, sondern von einem annähernd kosmischen Standpunkt aus anzuschauen vermöge. Er bemerkte nicht, daß auch er, indem er sich anstrengte, in der Natur nur ihre eigenen großen Züge zu sehen, nicht Schatten und Fratzen von allerlei Menschlichem, doch etwas Menschliches, sein Menschliches hineinlegte. Während ich dieser halb bornierten, halb geistreichen Polemik gegen das Menschliche zuhörte, dachte ich, ob dieser gescheite, kritische Kopf nicht einmal an etwas Menschlichem zerschellen wird. Dr. Max Caspari sagte diese Dinge nicht ohne Unterbrechungen, wie ich sie wiedergegeben habe; denn, während er sprach, bemühte er sich, eine große Fliege zu fangen, die ihn be-

läſtigte. Ich hatte ſie mit der Serviette erſchlagen wollen, als ſie gerade vor mir auf dem Tiſche ſaß. Aber er ließ nicht zu, daß ich einen derartigen Mord beging. Alles Lebendige war ihm, wie einem Buddhiſten, heilig. Als er ſie endlich, ihr von Wand zu Wand folgend, gefangen hatte, öffnete er ein Fenſter und ließ ſie hinaus.

Caſpari machte ſeine Hochtouren immer allein, auch ohne Führer. Zum Teil gewiß deshalb, weil ein Begleiter ihn in ſeinem eigentümlichen Naturgenuß geſtört, ja dieſen, der auf Anſchauung der völlig entmenſchlichten Natur hinauslief, durch ſeine bloße Anweſenheit aufgehoben hätte. Während der Ferien war es, als ob Dr. Max Caſpari aus der Welt verſchwunden wäre. Niemals erhielt man von ihm einen Brief oder eine Karte. Er trieb den Kultus der Einſamkeit ſo weit, daß nicht nur niemand bei ihm ſein, ſondern auch niemand wiſſen ſollte, wo er ſei. Die bewußtloſe Natur, ein Intellekt, ſie durch Brillen betrachtend: in dieſer Situation genoß er ſein Selbſt am tiefſten und reinſten. Die ſchweigende, menſchenreine Region oberhalb der Schneegrenze bedeutete ihm offenbar manches, was er nicht ausdrücken konnte. Ich hörte ihn einmal ſagen, mit dem Bewußtſein einer begangenen

Schlechtigkeit würde er sich nicht auf die Berge wagen.

Aber auch andere Gründe machten ihm das Alleinsein zum Bedürfnis. „Wenn ich allein bin, kann ich alles, denn dann kann ich's auf meine Weise machen"; diese Worte hörte ich öfters von ihm. Fast alles, was andere von selbst treffen, mußte er künstlich, durch raffinierte Verwertung seiner subtilen Denkkraft, erlernen. Dazu brauchte er die absolute Zeugenlosigkeit, die ihm jede Beschämung und Verlegenheit ersparte. So wunderlich, wie seine Haltung beim Kegelschieben, dürfte er sich bei allem, was er verrichtete, angestellt haben.

Einmal, noch in der Gymnasialzeit, machte er eine Fußreise in Gesellschaft eines Kollegen. Dann nie wieder. Viele Jahre später gestand er mir den Grund. Er habe während der Reise den Freund, der ihm sonst sehr wert war, zu hassen begonnen. Die Ursache dieses Hasses mag manchen, der Caspari nach meiner Schilderung für einen seinen Willen rücksichtslos durchsetzenden Charakter gehalten hat, überraschen. Das war er nun gar nicht. Er setzte seinen Willen durch, wenn er allein war. Einem Begleiter gab er immer nach, aus Schüchternheit, aus Höflichkeit, aus Gutmütigkeit oder wie sonst die Namen heißen, die wir

der Eigenſchaft unſeres Willens, ſich einem fremden Willen zu beugen, erteilen. So erging es Caſpari auch ſeinem Kollegen gegenüber. Dieſer wußte nach der Rückkehr die Freundlichkeit und Nachgiebigkeit Caſparis nicht genug zu rühmen. Den abgründlichen Haß, der ſich deshalb in Caſparis Bruſt gegen ihn entwickelte, bemerkte er nicht. Oft, ſo erzählte mir Caſpari, habe er, wenn der Freund vor ihm über einen ſchmalen Steg ſchritt, die Verſuchung empfunden, ihn hinabzuſtoßen, nur um ihn los zu ſein. Dieſes Gefühl gegen einen ahnungsloſen, guten Menſchen zu hegen, war dem ſittlich zartfühlenden Caſpari, dem ſelbſt das Leben einer Mücke heilig war, unerträglich, und deshalb reiſte er von da an immer allein. Ich bedauere, daß ich das Geſpräch, in deſſen Verlauf Caſpari mir dieſe Eröffnungen machte, nicht aufgeſchrieben habe. Ich entſinne mich, daß er, trotz ſeiner Abneigung, die Natur zum Sinnbild des Menſchlichen zu machen, dieſe natürliche Feindſchaft des Ich gegen das andere Ich, unter deſſen Einwirkung es gerät, mit der dem Atom innewohnenden abſtoßenden Kraft verglich. Auch meinte er, wer einmal dieſen unheimlichen Zug in ſich gewahrt habe, möge ſich vor allen Verhältniſſen, die eine enge Geſellung und Paarung mit ſich bringen, hüten. Denn

derlei lasse sich auf die Dauer nicht totschweigen und niederzwingen. Namentlich Menschen, deren Wesen geistige Arbeit sei, hätten diese abstoßende Kraft im höchsten Grade; und dadurch gebe ihnen dieNatur ein unzweideutiges Zeichen, daß der ihnen gemäße Zustand der Zölibat sei. Er selbst habe eine ähnliche Anwandlung wie gegen jenen Schulfreund sogar zuweilen gegen seine Mutter empfunden, mit der er bis zu ihrem Tode zusammenlebte. Als sie starb, habe er ein Gefühl der Erlösung kaum unterdrücken können, und das starre Entsetzen, in welches ihn diese Entdeckung stürzte, hätten die Leute für kindlichen Schmerz um die Tote gehalten. Zum Schlusse sprach er von der Ehe. „Ja," meinte er tiefsinnig, „das Alleinsein aufzugeben und mit einem andern Wesen zusammenzuleben, dieses widernatürliche Opfer kann nur die größte Liebe bringen."

III.

Wer sich auf Grund meiner Mitteilungen eine Vorstellung von dem schwer durchdringlichen, bis zum Rätselhaften eigenartigen Wesen Dr. Max Caspars zu bilden vermochte, wird die Verblüffung nachempfinden, mit der ich eines Tages, als ich im Februar nach einer

mehr als halbjährigen Reise nach Wien zurückkehrte, auf der Straße von einem gemeinschaftlichen Bekannten hörte, daß Dr. Max Caspari sich inzwischen verheiratet habe. Im Sommer war er zum außerordentlichen Professor ernannt worden und im Spätherbst hatte er geheiratet. Keinem seiner Bekannten hatte er eine Verlobungs- oder Trauungsanzeige zugeschickt. Diese Heirat machte auf uns alle, die wir Caspari kannten, den Eindruck eines überaus merkwürdigen, ja unglaublichen Ereignisses. Auch solchen, die Caspari nicht verstanden und die ihn der allgemeinen und geduldigen Rubrik „Sonderling" einreihten, gehörte das Alleinsein so wesentlich und untrennbar zu seiner Persönlichkeit, daß es ihnen niemals in den Sinn gekommen war, er könnte, wie so viele andere Menschen, eines Tages heiraten. Der Bekannte, von welchem ich die erstaunliche Tatsache erfuhr, gab dieser Empfindung durch die Wendung Ausdruck, die Nachricht habe auf ihn gewirkt, als ob ein Hahn ein Ei gelegt hätte. Dieser Bekannte, ein Doktor der Medizin, hatte Caspari schon auf dem Gymnasium nicht leiden mögen und ihn mit seinen ab und zu wirklich spaßhaften, gewöhnlich aber nur derben Neckereien verfolgt. Einigemal hatte sich Caspari seine zotenhaften Hänseleien entschieden verbeten.

Dieſer robuſte und „feſche“, dabei entſchieden begabte junge Mann verkörperte in Erſcheinung und Weſen den Typus des echten Wieners und war in geiſtigen Dingen eingeſchränkt auf ſolche Gedanken und Geſinnungen, welche mit der wieneriſchen Mundart, die er in breiteſter Weiſe ſprach, vereinbar ſind. Als ſtrengem Arier war ihm Caſpari ſchon ſeiner Abkunft wegen antipathiſch, denn Caſparis Mutter war eine Jüdin. Aber auch ſonſt „irritierte“ ihn an dieſem ſo ziemlich alles, obwohl auch er ſich dem Eindrucke geiſtiger Energie und Feinheit, der von Caſpari ausging, nicht ganz verſchließen konnte. Als er mir die Neuigkeit erzählt hatte, ſchüttete er, ſeine Reden mit mehr oder minder zweideutigen Späßen würzend, ſeinen Unwillen darüber aus, daß „ſo ein feſches Mädel“ ſo einen Menſchen, wie dieſen Caſpari, nehmen konnte, ſo einen „faden Ding“, „Pfründner“ und „Brotſitzer“, der keine Ahnung vom Tanzen habe und, wenn auch ganz tüchtig in ſeinem Fach, doch ſonſt der langweiligſte Patron von der Welt ſei. Ich entnahm dieſen Äußerungen die meine Überraſchung noch ſteigernde Tatſache, daß Caſpari ein auffallend hübſches, elegantes und lebensluſtiges Fräulein geheiratet hatte, welche mein Bekannter, der früher mit ihr auf verſchiedenen

öffentlichen Bällen und Privatunterhaltungen zusammengetroffen war, offenbar als ein seiner eigenen Bewerbungen würdiges Objekt betrachtete; deshalb empfand er den Vorzug, welchen die junge Dame Caspari erteilte, den er gar nicht im Ernst als Nebenbuhler anzusehen vermochte, wie eine ihm zugefügte Beleidigung. Ich erfuhr ferner, daß Casparis Gattin einer vermögenden Fabrikantenfamilie in einem westlichen Bezirke Wiens entstammte und einige zum Teil auch schon verheiratete Schwestern und Brüder hatte, alles „famose", echt wienerisch lebensfrohe Leute. Dazu kam eine ausgedehnte, ebenfalls wohlhabende Verwandtschaft, innerhalb deren ein lebhafter und gemütlicher geselliger Verkehr herrschte. Der Versuch, den meine Phantasie sogleich machte, den stillen, kalten und einsamen Dr. Max Caspari in diesem Milieu zu denken, zwang mich zu lächeln. Ausführlich und possenhaft schilderte mir mein Bekannter den Eindruck, den das ungleiche Brautpaar bei der Trauung auf ihn gemacht habe, welcher er als Bekannter der Familie der Braut beiwohnte: sie, strahlend von Jugend, Anmut und Glückseligkeit, und daneben er, der „kropfete Jud'" im unmodernen Frack, mit seinem gekrümmten Bücherwurm- oder Bergkraxlerbuckel und den dünnen X-Beinen.

„Und grasgrün hat er ausgesehn, als ob er Spinnen gefressen hätte, die Wangen noch blutleerer und eingefallener als sonst, wie ein Phtisiker im letzten Stadium, das ganze Gesicht nichts als Nase und Brille. Und das in einem Moment, wo jeder andere an seiner Stelle getanzt und gejuchezt hätte! Was das Mädel an dem gefressen hat, begreif' ich nicht." Hierauf erging sich mein Bekannter, während auf seinem Germanengesicht ein häßliches Lächeln erschien, anknüpfend an Caspars seltsame Haltung beim Kegeln, in allerlei komisch sein sollenden Hypothesen darüber, wie sich der Herr Professor Caspari, der doch nie im Leben mit einem Mädel zu tun gehabt, wohl bei den Szenen ehelicher Intimität angestellt haben möge und nach welcher wissenschaftlichen Methode er schließlich zum Ziele gelangt sei. Ich unterbrach diese mir peinlichen Späße durch die Frage, wo und wie Caspari seine Frau kennen gelernt habe. „Irgendwo auf einem Tiroler Gletscher in einem Schutzhaus oder in einer Sennhütte," war die Antwort; „weiß Gott, was er ihr da vorrenommiert hat, bis sie in ihm einen Helden und ein weltbewegendes Genie gesehen hat." So wenig ich hoffen konnte, von einem Menschen, welcher Caspari, der die Wahrhaftigkeit selbst war, der Renommage fähig hielt, irgend-

einen Aufschluß über die Heirat dieses eigenartigen Mannes zu erhalten, wagte ich doch noch die Frage, ob Caspari sich leidenschaftlich in das Mädchen verliebt habe. „Es heißt so," sagte mein Bekannter, „aber er wird auch gewußt haben, daß das Mädel Geld hat, denn Jud' bleibt Jud', auch in starker arischer Verdünnung." Ich hatte genug und verabschiedete mich von meinem Bekannten mit dem Eindruck, daß dieser, der in seinen Kreisen den Ruf eines amüsanten Gesellschafters und Spaßmachers genoß, sich die Geschichte von Dr. Max Casparis Liebe und Ehe zu einer Art humoristischen Leib- und Paradestückes ausgestaltet hatte.

IV.

In den fünf Monaten, die von meiner Rückkehr bis zum Tode Dr. Max Casparis verflossen, habe ich ihn ein einziges Mal gesehen und gesprochen, und zwar am Tage vor seinem Tode. Wir standen von der Schulbank her zu einander in einem Verhältnis, für welches ich ein anderes Wort als „Freundschaft" nicht finde, obwohl in uns beiden nur der Geist, nicht das Gemüt daran beteiligt war. Wenn wir einander nötig hatten, das heißt, wenn wir mit Gedanken beschäftigt waren, die sich

im Verkehr mit dem andern leichter und klarer entwickelten, sahen wir uns zuweilen durch Wochen fast täglich; dann wieder monatelang gar nicht, ohne daß wir darüber ein Wort verloren. Beides empfanden wir als selbstverständlich. Seit seiner Verheiratung war Caspari für mich wie für alle seine Bekannten wie aus der Welt verschwunden; so völlig, wie sonst in den Sommerferien, wenn er in den Hochgebirgen Tirols und der Schweiz herumstieg. Aber ich hatte nicht, wie während dieser sommerlichen Verschollenheit, wenn ich an ihn dachte, die Empfindung, daß er jetzt in seinem natürlichen Elemente lebe und das seiner Natur gemäße Glück genieße. Ich mußte an ihn mit einem ängstlichen Gefühl denken, als ob er sich irgendwie in einer schweren Krise und Gefahr befinde. Diese Beklommenheit wich nicht von mir, obwohl die Gerüchte und Nachrichten von Caspari, die gelegentlich zu mir drangen, günstig lauteten. Die jungen Leute, hieß es, lebten miteinander wie die Turteltauben, er widme sich gänzlich seiner Frau und dergleichen. Das klang zu konventionell, um zu meiner Empfindung von Caspari zu stimmen. Oft erinnerte ich mich jenes Gespräches, in dem er mir von dem Haß erzählt hatte, den er gegen seinen Reisegefährten faßte, und an seine

Theorie von der „abstoßenden Kraft“. Die Schilderung seines Aussehens und Benehmens bei der Trauung, die jener gemeinschaftliche Bekannte mir gegeben hatte, ließ mich, so karikiert sie war, vermuten, daß ihm bei der Zeremonie unheimlich zumute war. Dieser Bekannte traf Caspari zuweilen im Hause seiner Schwiegereltern, wo ein lebhaftes geselliges Leben herrschte, an dem das junge Paar regelmäßig teilnahm. Schon der Gedanke, daß Dr. Max Caspari Schwiegereltern habe, berührte mich wie ein Widersinn, und ihn mir in einem wienerisch gemütlichen und lustigen Familienzirkel vorzustellen, wollte mir gar nicht glücken. Machte mir schon das Denken Schwierigkeiten, wie konnte er es in Wirklichkeit erleben? Als ich meine Besorgnis durchblicken ließ, meinte mein Bekannter: „O, es geht ihm ausgezeichnet! Er wird dick und fett.“ Ich dachte daran, daß manche Gefangene im Kerker dick werden. Magerkeit, die fast wie krankhafte Abgezehrtheit aussah, war für mich die notwendige körperliche Erscheinungsform seiner geistigen Natur. Was mußte in ihm vorgehen, wenn seine Leiblichkeit aus der Art schlug. Auch vernahm ich, daß er jetzt anständig und sauber, beinahe modisch gekleidet gehe, während er früher den nämlichen, schlecht sitzenden Anzug jahrelang bis zur Ver-

ſchliffenheit zu tragen pflegte. Nach Caſparis Tod fiel mir ein, daß ich, als ich all dies Unglaubliche hörte, an den Volksſpruch gedacht hatte, wonach ein Menſch, der ſeine Natur plötzlich von Grund aus verändert, nicht mehr lange lebt. Da aber alle Nachrichten darin übereinſtimmten, daß Caſpari der glücklichſte und zärtlichſte Ehemann ſei, ſeine Frau auf den Händen trage und alles tue, was er ihr an den Augen abſehen könne, und wie die in ſolchen Fällen üblichen Redensarten ſonſt lauten, beruhigte ich mich ſchließlich bei dem Gedanken, daß ich die Sache viel zu tragiſch nehme, und daß es wieder einmal einer liebenswürdigen wieneriſchen Parthenia gelungen ſein möge, ihren Ingomar zu zähmen. Die Gabe, jungen Sonderlingen die Ecken abzuſchleifen und ſie zu gewöhnlichen Menſchen, wie ſie ſein ſollen, ehelich zu erziehen, beſitzt ja die Wienerin vielleicht in noch höherem Grade als andere Weiber.

Dem Umſtande eine beſondere Bedeutung beizulegen, daß Caſpari mir trotz der einſchneidenden Veränderung in ſeinem Leben nicht das geringſte Lebenszeichen gab, oder gar darüber empfindlich zu ſein, fiel mir natürlich nicht ein. Derlei gab es zwiſchen uns nicht. Er hatte eben kein Bedürfnis nach mir und ich

nicht nach ihm, obwohl ich faſt täglich an ihn dachte. Aber das entſprang mehr dem Intereſſe an einem merkwürdigen Problem als dem Wunſche, mit ihm zu verkehren. Durch meine Vermutung, er ſei ſchließlich ein Eheman wie andere geworden, verlor er ſogar für mich an Reiz. Für meine Phantaſie war ſonſt eine überhängende Firnſpitze, die einſam leuchtend ins dunkelblaue Firmament aufragte, das Sinnbild ſeiner Perſönlichkeit geweſen; wenn ich an ihn dachte, ſah ich ihn, die Augen durch dunkle Schneebrillen geſchützt, dieſe Spitze erklimmen. Jetzt ſollte ich ihn mir in traulichem Beiſammenſein mit einem hübſchen Weibchen vorſtellen. Beinahe hörte er für mich auf, Dr. Max Caſpari zu ſein. Auch hatte ich das Gefühl, daß ihm in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande, wie dieſer auch ſein möge, ein Zeuge läſtig ſei und ihn in ſeinen Bemühungen, ſeine Natur der neuen Lage anzupaſſen, beirren würde. Er mußte alles mit dem Kopfe bewältigen, was einfache und natüliche Menſchen mit Inſtinkt und Herz abmachen. Da durfte niemand dabei ſein. Vielleicht, dachte ich zuweilen, wird Dr. Caſpari von ſelbſt wieder auftauchen, ſobald er es in der für ihn ſchwierigſten aller Künſte, mit einem andern Ich gemeinſam und glücklich zu leben, in ſeiner Weiſe zu gleicher Meiſter-

ſchaft gebracht haben wird, wie vor Jahren im Kegelſpiel.

Im Mai hörte ich, daß Dr. Max Caſpari der Antrag gemacht worden ſei, an einer auf zwei Jahre berechneten wiſſenſchaftlichen Expedition in die nördlichen Polarregionen als Meteorologe teilzunehmen, und daß er abgelehnt habe. Als er die Meteorologie zur Fachwiſſenſchaft wählte, war der Gedanke an eine ſolche Expedition für ihn mitbeſtimmend geweſen. Ich ſagte ihm einmal, die Polarnacht in den Eisregionen würde für ihn eine ähnliche Bedeutung haben, wie Italien für Goethe. Wie war nun die Ablehnung zu deuten? War ſie ein Anzeichen, daß er ein anderer geworden, oder war ſie ein Akt der Verzweiflung? In der letzten Unterredung, die ich mit Dr. Max Caſpari hatte, gewann ich über dieſe Frage wie über alle, die mich in Bezug auf ihn beſchäftigt hatten, völlige Klarheit.

V.

Ende Juli, an einem erſtickend ſchwülen Sonntag, ſchlenderte ich dem Weſtbahnhof zu, um dort zu Mittag zu eſſen und dann ins Salzkammergut abzureiſen. Meinen Koffer hatte ich ſchon morgens auf den Bahnhof geſchickt.

Als ich im schmalen Häuserschatten die Mariahilferstraße entlang schritt, fiel mir plötzlich, scheinbar ganz außer Zusammenhang mit meinen Gedanken, Dr. Max Caspari ein. Ich erwartete, er werde mir im nächsten Moment begegnen, denn die plötzlich auftauchende lebhafte Vorstellung eines Menschen ist bei mir wie bei vielen Leuten häufig der Vorbote seines wirklichen Erscheinens. Gerade mit Caspari war mir dies schon mehrmals widerfahren. Diesmal kam er nicht. Wohl aber bemerkte ich, daß ich an der Seitengasse vorbeigegangen war, in welcher Caspari seit seiner Verheiratung in einem seinen Schwiegereltern gehörenden neuerbauten Zinshaus wohnte. Diese Tatsache mochte den Gedanken in mir erweckt haben. Jäh empfand ich das Bedürfnis, ihn wieder einmal zu sprechen; während mein Kopf noch zweifelte, ob ich wirklich so ohne Umstände zu ihm gehen solle, war ich schon umgekehrt und bog in die Seitengasse ein. Ja, eigentlich war ich noch unentschlossen, als ich schon im zweiten Stockwerk des eleganten Zinshauses auf den elektrischen Knopf drückte; auf der Wohnungstür glänzte eine blanke Messingplatte, auf der in schwarzen Lettern zu lesen war: Universitätsprofessor Dr. Max Caspari. Dem schrillen Klang der Klingel folgte eine lange Stille. Dann

ging innen eine Tür, rasche Männerschritte näherten sich, und die Tür wurde hastig geöffnet. Vor mir stand Dr. Max Caspari. „Merkwürdig!“ rief er aus. „Soeben dachte ich, ob du nicht heute kommen würdest! Komm doch herein.“ Ich erzählte ihm, wie der Entschluß, ihn aufzusuchen, in mir entstanden sei. „Das sieht beinahe mystisch aus,“ meinte er, „aber so ähnlich hat sich unser Wiedersehen ja meistens gemacht, wenn wir uns längere Zeit nicht umeinander gekümmert hatten. Das ist eigentlich die wahre Freundschaft: man ist da, wenn man sich braucht, und nicht da, wenn man sich nicht braucht. Die Natur vermittelt das schon — man darf sie nur nicht stören.“

Ich erkannte aus diesen Worten sofort, daß er im Innersten der alte Caspari geblieben war, so sehr sein Äußeres sich verändert hatte. Der Blähhals war verschwunden, er war voller geworden und sah gut aus, wie man zu sagen pflegt. Sein ehedem stets verwühltes Haar war gepflegt, gescheitelt und gekämmt, statt der Brille trug er einen Zwicker, und sein früher regellos Kinn und Hals umwuchernder Bartwuchs war zu einen kurzem, zugespitzten Vollbart zurechtgestutzt. Ein steifer, an den Ecken umgeklappter Hemdkragen hatte den kaum gesteiften Umlegekragen von einst verdrängt.

Dieſer Verwandlung entſprach die ſaubere, faſt elegante Kleidung. Er mochte fühlen, was ich dachte, als ich ihn betrachtete, denn er lud mich, als ob er eine Äußerung darüber vermeiden wollte, lebhaft ein, in ſein Arbeitszimmer zu kommen; doch fand ich noch Zeit, im Vorbeigehen zu bemerken, daß einige alte Stahlſtiche mit bräunlichen Flecken, welche den beſcheidenen Schmuck ſeiner Junggeſellenwohnung gebildet hatten, nunmehr in den halbdunklen Korridor verbannt waren, in welchen Küche und Dienſtbotenzimmer mündeten. Eines dieſer Bilder, die Begegnung Wellingtons mit Blücher bei Belle-Alliance darſtellend, hing ſogar, wie ich durch die halboffene Tür ſah, im Dienſtbotenzimmer über einem Bett. Wir pflegten, wenn wir ſtundenlange, tiefſinnige Jugendgeſpräche miteinander führten, beide dieſes Bild anzuſchauen, als ob wir unſere Gedanken aus ihm herausläſen. Caſparis Arbeitszimmer ſah ſo aus, wie das Arbeitszimmer eines gelehrten Profeſſors nach dem Geſchmack eines modernen Wohnungsdekorateurs ausſehen muß. Maſſive, geräumige Bücherſchränke, etliche Porträts berühmter Naturforſcher an den Wänden, dunkle Portieren, ein Kamin mit Armſtühlen davor; in dem einen kann der Profeſſor bequem ſitzen und über ein wiſſenſchaftliches Problem nach-

denken, während in den anderen seine junge Frau sich niedergelassen hat und sich geräuschlos, um den nachdenkenden Gemahl nicht zu stören, mit einer Handarbeit beschäftigt. Caspari setzte sich an den großen Diplomatenschreibtisch, ich mich ihm gegenüber auf einen Stuhl. Wir beide dachten an Casparis einstiges Arbeitszimmer mit seiner Wüstheit und scheinbaren Unordnung, dessen Atmosphäre feine Nerven es anfühlen konnten, daß hier ein rastloses Gehirn heiße, geistige Arbeit verrichtete. Ich unterbrach eine kurze Pause der Verlegenheit durch die Frage, ob ich denn nicht endlich seine Frau kennen lernen dürfe. „Meine Frau?" fragte Caspari mit einem Ausdruck, als ob er nicht wüßte, von wem ich spreche, „nein, sie ist leider nicht da." — „Sie ist wohl schon auf dem Lande?" — „Nein, sie ist mit einer größeren Gesellschaft auf einer Gebirgspartie. Gestern sind sie fort, auf die Rax. Ich bin ganz allein in der Wohnung, denn ich habe auch die Dienstleute fortgeschickt. Darum hast du auch so lang vor der Tür warten müssen. Entschuldige," fügte er hinzu; wie mir schien, weil ihm einfiel, daß seine Frau ihm empfohlen hatte, höflich zu sein. „Du gehst auf einer Gebirgstour nicht mit?" fragte ich erstaunt. „Auf die Rax, ich bitte dich," sagte er wegwerfend, „auf diesen

Wurſtelpraterberg, auf den die Kommis ſteigen, um ſich das Genick zu brechen! Und noch dazu in größerer Geſellſchaft, am Sonntag! So tief . . .“ Er vollendete den Satz nicht. „Auch möchte ich noch vor den Ferien eine Arbeit abſchließen.“ — „Alſo ſtöre ich dich?“ warf ich ein. — „Nein, leider ſtörſt du mich nicht . . ., ich kann ohnedies nicht arbeiten.“ Er fuhr ſich mit der Hand über die Stirne, ſeufzte und nahm den Zwicker ab. Mir fiel der abgeſpannte Ausdruck auf, den ſeine Züge zeigten, als die blinkenden Zwickergläſer fort waren. „Du ſiehſt etwas müde aus,“ ſagte ich. — „Ja, müde, müde“, wiederholte er und ſchloß die Augen. Offenbar dachte er an etwas anderes. Dann nahm er ſich zuſammen. „Aber wenigſtens im Bilde kann ich dir meine Frau vorſtellen.“ Er reichte mir eine eingerahmte Photographie, die auf ſeinem Schreibtiſch ſtand. Ich erſtaunte. So hübſch hatte ich mir trotz der Schilderung jenes Bekannten Caſparis Frau nicht gedacht. Auf ſchlankem Halſe ſchwebend, blickte mir ein feines Geſicht entgegen; in den verwunderten Augen ein heimliches Lächeln, die vollen Lippen wie zum Sprechen geöffnet; ſogar auf der Photographie konnte man den Glanz der reichen Haarfülle ahnen, welche die reine Stirn umgab. So ſieht das Glück aus, dachte ich und ſah

Caspari an; eine Anwandlung der Empfindung, die mein Bekannter bei der Trauung gehabt hatte, überkam mich. „Nicht wahr?“ sagte er, ich weiß nicht, ob als Antwort auf die Bewunderung, die er in meinen Augen, oder auf die schlimmen Gedanken, die er in meinem Kopfe las. Er nahm das Bild und vertiefte sich in die Betrachtung desselben, wobei er nervös seinen Spitzbart strich. Dann stellte er die Photographie auf ihren Platz, setzte den Zwicker auf, fixierte mich einen Moment durchdringend und fragte, scharf artikulierend: „Wie würdest du einen Menschen nennen, der dieses Geschöpf besitzt und nicht der glücklichste Mensch von der Welt ist?“ Ich gab keine Antwort; er stand auf und ging unruhig im Zimmer umher. „Du hast ja recht,“ fuhr er dann fort, „es ist eine Gemeinheit, von solchen Dingen mit einem Dritten zu sprechen, auch hab' ich mein Leben lang alles mit mir allein abgemacht — aber ich bin ja gar nicht mehr ich selbst ..., und ich halt' es nicht mehr aus ...“ Die Stimme versagte ihm fast vor Erregung. Nachdem er sich gefaßt hatte, fuhr er ruhiger fort: „Entschuldige meinen Ausbruch. Ich habe seit vielen Monaten mit niemand meine eigene Sprache sprechen können, auch hab' ich eine schlaflose Nacht hinter mir. Ich werde dir die

Sache ruhig und objektiv darlegen. „Er schwieg eine Weile, wie ein Professor, der sich sammelt, ehe er seine Hörer mit einem besonders schwierigen und verwickelten Problem bekannt macht.

„Ich muß dich vor allem bitten," begann er, „zweierlei völlig aus deinen Gedanken auszuschalten, wenn du mich richtig fassen willst: erstens, daß ich Alice, so heißt meine Frau, etwa nicht so sehr liebe, als ich dessen überhaupt fähig bin; zweitens, daß die Ursachen, die in mir den sonderbaren und unerträglichen Zustand, an dem ich leide, bewirken, im individuellen Charakter meiner Frau liegen, in Eigenschaften, welche die Leute Fehler zu nennen pflegen. Wenn ich Alice nicht liebte — ich muß das Wort gebrauchen, das in meinem Mund affektiert klingt, ich bin ja weder Tenorist noch Poet — wenn ich Alice nicht liebte, so würde mir mein Zustand keine Marter verursachen. Aber wenn ich bedenke, daß dieses schöne, liebe Wesen, vor dem man niederknien möchte, die mich genommen hat wie eine Märchenfee einen buckligen Zwerg, daß sie nicht ahnt, was für scheußliche Gefühle und böse Gedanken zuweilen . . . da hab' ich ein Mitleid mit ihr — o, das tut so furchtbar weh . . ." Er verlor den Faden vor Aufregung, ging zum Fenster und sah schwer atmend eine Weile hinaus.

Dann wandte er sich wieder mir zu. „Wo bin ich denn geblieben? Richtig. Wenn sie Fehler hätte, die mich genieren, so würde ich mich darüber ärgern, und das wäre doch eine warmblütige, menschliche Empfindung, nicht diese eiskalte, gräßliche Qual. Und sie würde sie mir zuliebe ablegen, sie ist ja so gut, so grausam gut. . . . Nein das ist's nicht. Das Übel liegt unheilbar tief. Ich hab' nun einmal dieses schreckliche Bedürfnis, allein zu sein, nicht nur körperlich, auch . . . ich hab' kein Wort dafür . . . auch geistig, wenn du willst. Dieses Bedürfnis ist stärker als alles, stärker als mein Wille, stärker als meine Liebe, stärker als mein Gewissen. . . . Dieses Bedürfnis ist einfach eine Naturkraft, die blind und dumm drauf los wirkt, wie so eine Schlamm-Mure im Hochgebirge sich dröhnend und vernichtend über Fruchtfelder, Dörfer und Menschenleiber hinwälzt. . . ."

„Nun hat er die Naturſymbolik doch begriffen!" dachte ich im Zuhören.

„Gewisse Tierarten," fuhr er fort, „brauchen die Einsamkeit, oder, was das nämliche ist, die Freiheit. In der Gefangenschaft gehen sie zugrunde oder entarten. Und wenn man ihr Gefängnis auch so einrichtet, daß sie darin alles beisammen vorfinden, was die besten

Beobachter als unentbehrlich für ihren Lebensprozeß erkannt haben: Raum, sich frei zu bewegen, Wasser, Nahrungsmittel, welche die ihnen notwendigen chemischen Stoffe enthalten, kurz alles, es hilft doch nichts. Das läßt sich künstlich nicht machen. Jedes Lebewesen hat feinere Lebensbedingungen, die wir noch nicht kennen, oder die wir nicht schaffen können, wenn wir sie auch kennen. So ein Tier bin ich. Meine arme Frau hat mir alles so zurechtgemacht, daß ich nichts vermisse, absolut nichts. Mit einer Rücksicht und Feinheit der Empfindung, wie sie nur der höchste Grad von Liebe und Verständnis einflößen kann. Niemals, durch nichts stört sie mich im Denken und Arbeiten. Aber ich kann nicht mehr denken und arbeiten. Wenn ich, wie früher, etliche Sommerwochen im Hochgebirge für sie und alle Welt verschwinden wollte, trotz ihrer Angst und ihres Schmerzes würde sie mich nicht davon abhalten, ja, sie würde mir zureden, wenn sie bemerkte, daß ich's ihretwegen nicht tue. Aber ich will es nicht mehr. Und wenn ich's doch täte, wär' es nicht mehr wie früher. Der Gedanke an sie, der Gewissensvorwurf würde dort oben mein Glück töten. Der Nerv, mit dem ich dieses Glück empfand, hat durch meine Heirat einen lähmenden Stich empfangen,

er ist wie tot. Da ist alles umsonst. Den stummen, wilden Schrei nach Freiheit hier innen kann nichts ersticken."

„Aber du machst nicht den Eindruck eines leidenden Menschen," warf ich ein, „du hast nie so wohl ausgesehen, und dein Geist ist so lebhaft und tätig wie ehedem."

„Richtig, richtig," antwortete er, „wenn du meine Schwiegereltern fragst, so werden sie dir sagen, daß ihr Max sehr glücklich ist, und wenn du meine sämtlichen Schwägerinnen und Schwäger fragst und unsere Köchin dazu, so werden sie dir das nämliche sagen. Und auch meine Frau ahnt nicht, wie es mit mir steht. Eine so kerngesunde, normale Natur wie sie könnte das auch gar nicht verstehen. Ja, es ist möglich, daß sogar Universitätsprofessor Dr. Max Caspari, wie es auf dem Täfelchen an meinem Käfig heißt, anderen Leuten gegenüber versichern würde, er fühle sich ungemein glücklich, und vielleicht würde er es beinahe glauben, denn etwas ist ja daran. Ich müßte ja ein Klotz und ein Vieh sein, wenn ich für alles Liebe und Holde, das von Alice ausgeht, unempfindlich wäre. Gut also, ich bin glücklich. Aber vielleicht ist für Menschen, wie ich einer bin, das, was du und die andern ‚glücklich sein' nennen, gerade der Entartungszustand, in den

ſie durch Einſperrung in ein Verhältnis geraten, für das ſie nicht geeignet ſind. So eine Art Diabetes der Seele. Ich ſage dir,", rief er, ſich ſteigernd, „ich habe Momente, in denen ich alles darum gäbe, gerade von dieſem Glück erlöſt zu ſein!"

Wieder ging er zum Fenſter.

„Irgend ein Heiliger," ſagte ich nach einer Pauſe, „behauptet, der Menſch müſſe die Kunſt erlernen, ſich die Einſamkeit, welcher die Seele bedarf, auch mitten unter Menſchen zu ſchaffen, ohne ſich durch ihre Anweſenheit ſtören zu laſſen. Ich brauche dir nicht zu ſagen, daß es Schwäche iſt, dies nicht zu können."

„Das brauchſt du mir wirklich nicht zu ſagen," gab er zu Anwort, „du mußt nicht glauben, ich hielte meinen Zuſtand für ein Anzeichen nur mir eigener Geiſtesgröße. Es iſt Schwäche, jämmerliche Schwäche, weiter nichts. Ich bin unfähig, mich gegen die Einwirkung von Menſchen zu behaupten, mit denen ich immer beiſammen bin. Von Gedanken und Überzeugungen gilt das natürlich nicht, aber von allem andern. Da werd' ich ſo, wie der andere will, daß ich ſein ſoll. Das iſt der Stammfehler der Wiener. Ich ſelbſt bin ich nur, wenn ich allein bin. Mit andern bin ich's nicht, und wenn ich ſie ſo lieb habe wie

Alice, schon gar nicht. Da — wie soll ich das sagen? — da bekommt sogar mein innerstes Ichgefühl eine andere, mir fremde Färbung. Diese Färbung kann sehr schön sein, sehr angenehm, so schön, daß man wünscht, man hätte diese Färbung als ureigene, angeborene. Verstehst du mich? Mit Worten kann man das nicht recht beschreiben. Warum hat man zeitweilig den Wunsch, mit einem bestimmten Menschen zu verkehren? Weil einem das Ichgefühl, das man wie einen Reflex von ihm empfängt, wohl tut und man sich dabei von dem eigenen Ich, das einem zuwider geworden ist, erholt. Auf die Dauer freilich kann man nur in der eigenen Haut und im eigenen Ich wohnen. Dann läßt man den Verkehr wieder aufhören. Aber schlimm ist's, wenn die Freude an dem sich ins eigene Selbst reflektierenden fremden Ich so stark und süß wird, daß man sie fürs ganze Leben besitzen und festhalten möchte. So ist es mir mit Alice ergangen, als ich sie in der Prager Hütte am Großvenediger kennen lernte.

An mir ist alles so künstlich, so erzwungen, so halb krankhaft, du kennst mich ja. Und sie so schön, so schlank und sicher an Leib und Seele; wir sprachen miteinander über alles Mögliche, als ob wir uns immer gekannt hätten. Was ihr an mir wüstem Kerl gefiel, ich weiß

es nicht. Vielleicht tat ich ihr leid. Sie ließ mich's merken, daß sie mir gut wäre. Da soll einer widerstehen! Ich ließ mich verlocken, an Wunder zu glauben. Ich wußte ja, daß ich auf die Dauer nur der sein kann, der ich bin, wenn ich allein bin. Ich hatte ja schon Erfahrungen . . . Arme Alice!"

Er betrachtete wieder ihre Photographie.

„Schon bei der Trauung war mir klar, daß ich ein Verbrechen beging. Aber da war's zu spät. Anfans glaubte ich auch, der Dämon sei bezwungen. Es lag Süßigkeit darin, so zu sein, wie sie mich haben wollte, außen und innen. Schau' mich an. Seh' ich noch so aus, wie Dr. Max Caspari? Und innen bin ich durch sie gerade so verwandelt. Ich bin ‚glücklicher Gatte'. Das ist ja recht hübsch, und es hat mir auch ausgezeichnet geschmeckt — aber ich bin das nicht. Mein wahres, angeborenes, von mir verleugnetes und totgeschwiegenes Ich, das liegt tief innen auf der Lauer und paßt darauf, bis die Hallucination, in der ich seit meiner Heirat hinlebe, in nichts zergeht. Was für Gedanken flüstert es mir zu! Oft habe ich den Einfall, aus meiner Vorlesung nicht nach Hause zu gehen, sondern nach Amerika oder Australien durchzubrennen. Aber ich habe keine Kraft. Als ich den Antrag erhielt, die Polar-

expedition mitzumachen, hab' ich abgelehnt, ohne meiner Frau ein Wort zu sagen. Oder vielmehr: nicht ich, sondern der ‚glückliche Gatte', hinter dem mein wahres Ich lauert. Ich fürchte, ich werde noch zum Mörder!"

„Unsinn!" rief ich entrüstet.

„Natürlich nicht so, daß ich an den Galgen käme, aber für mein Gewissen wär's genug. Höre, was mir gestern passiert ist. Seit acht Tagen war's abgemacht, daß wir gestern mit einigen Verwandten und Bekannten auf die Rax sollten. Meine Frau freute sich darauf, aber ich hatte keine Lust und erklärte, ich müsse eine Arbeit vollenden. Da fragte mich Alice, ob ich etwas dagegen hätte, daß sie allein mitgehe. Mir lag's auf der Zunge, dagegen zu protestieren, denn ich dachte an die vielen dummen Unglücksfälle, die Sonntagsbergsteigern auf der Rax schon zugestoßen sind. Aber da huschte mir der Gedanke durch den Kopf, ohne Worte, blitzschnell, wie eine Kugel am Ohr vorbeipfeift, ich weiß eigentlich erst jetzt, daß ich das gedacht habe, der teuflische Gedanke: Wenn sie abstürzte, wär' ich erlöst! Wie damals beim Tod meiner Mutter. Ich verschluckte den beabsichtigten Protest. Wenn nun Alice wirklich abstürzen sollte, bin ich es dann nicht, der sie gemordet hat?"

Ich gab mir Mühe, Caspari das Absurde dieses Gedankens zu beweisen, doch ohne Erfolg. Meine Einwände prallten an seiner unüberwindlichen Dialektik ab. So ging unser Gespräch, das so persönlich begonnen hatte, in eine Diskussion über ein Problem der Kausalität aus, die er mit sichtlichem Interesse und gewohntem Scharfsinn führte. Ihm schien freier ums Herz zu sein, das Aussprechen seines Zustandes hatte etwas wie einen Krampf in ihm gelöst. Noch höre ich den Satz, in welchen er das Ergebnis seiner Darlegungen triumphierend zusammenfaßte: „Es wäre genau derselbe Fall, wie wenn ich mein scharfgeladenes Gewehr in ein Gebüsch hinein abfeuerte, in der allerdings auf eine unendlich kleine Wahrscheinlichkeit gegründeten Hoffnung, mein Todfeind könnte in dem Gebüsch versteckt sein und von meiner Kugel getötet werden. Wenn er nun wirklich im Gebüsch steckt und getötet wird und ich den Schuß ohne diese minimale Hoffnung gewiß nicht abgefeuert hätte, so bin ich sein Mörder, wenn auch nicht strafrechtlich, so doch moralisch."

Inzwischen war es Abend geworden, und ich empfand heftigen Hunger. Ich stand auf. Als mich Caspari ins halbdunkle Vorzimmer begleitete, erfolgte ein kurzes Aufleuchten, dem ein prasselnder Donner folgte. In unser Ge-

ſpräch vertieft, hatten wir nicht bemerkt, daß ein Gewitter aufzog. Caſpari ſah mich wie fragend an, und ein nervös angſtvoller Ausdruck erſchien wieder in ſeinen Augen.

„Auf Wiederſehen im Herbſt," ſagte ich; „da hoffe ich aber, deine Frau perſönlich kennen zu lernen."

„Hoffentlich," ſagte er kurz. Nach alter Gewohnheit trennten wir uns, ohne uns die Hand zu reichen. Er hatte eine Abneigung gegen körperliche Berührung.

Trotz der Schärfe und Unheimlichkeit einiger ſeiner Äußerungen hatte ich die Empfindung, daß er die Kriſe ſchließlich überwinden werde. Seine Beichte mir gegenüber war, wie mir ſchien, ein Kurmittel, das er ſich ſelbſt verordnet hatte. Darum war ihm mein Beſuch erwünſcht geweſen.

Als ich Dienstag abends in Iſchl das eben eingetroffene Morgenblatt der „Neuen Freien Preſſe" entfaltete, fiel mein erſter Blick auf die folgende Notiz: „Ein tragiſches Ereignis, dem zwei junge Menſchenleben zum Opfer fielen, hat ſich auf der Raxalpe bei Reichenau zugetragen. Die junge Gattin des bekannten Univerſitätsprofeſſors Dr. Max Caſpari hatte

am Samstag voriger Woche in Gesellschaft einiger Verwandter und Bekannter einen Ausflug auf die Rax unternommen. Als die Gesellschaft nicht, wie verabredet war, Montag mit dem Mittagszuge nach Wien zurückkehrte und auch keine Nachricht eintraf, begab sich Professor Caspari, den Berufsgeschäfte in der Stadt zurückgehalten hatten, mit dem nächsten Zuge nach Reichenau. Er beteiligte sich persönlich an den Nachforschungen, die alsbald durch einige Bergführer und die Gendarmerie vorgenommen wurden. Als erprobter Kenner des Raxgebietes und bewährter Alpinist übernahm es Professor Caspari, auf einem der schwierigsten Steige nach Spuren der Vermißten zu suchen. Nach vielstündigem anstrengenden Suchen fand ein Gendarm einen Teil der verirrten Gesellschaft wohlbehalten, wenn auch äußerst erschöpft, in einer verlassenen Sennhütte. Nur Frau Caspari und einer ihrer Schwäger fehlten. Die beiden hatten Sonntag nachmittags während des schweren Ungewitters, das sich über dem Rax- und Schneeberggebiet entlud, im dichten Nebel die Gesellschaft verloren. Nach einigen Stunden fanden Führer den Schwager der Frau Caspari mit gebrochenem Oberschenkel am Fuß einer steilen Felswand. Von ihm erfuhren sie, daß tiefer unten Frau Caspari liegen müsse, die

ebenfalls abgeſtürzt ſei. Nach kurzem Nachſuchen fanden die Führer die Leiche der beklagenswerten Frau. Etwa dreißig Meter tiefer aber lag auf einer Felsplatte der zerſchmetterte Körper Profeſſor Caſparis. Es ſcheint, daß Profeſſor Caſpari, als er ſeine Gattin, mit der er ſeit kaum einem Jahre in glücklichſter Ehe lebte, tot fand, ſich aus Verzweiflung in die Tiefe geſtürzt hat; doch iſt die Möglichkeit vorhanden, daß Profeſſor Caſpari aus Schrecken über den fürchterlichen Anblick ohnmächtig wurde und verunglückte. Die Teilnahme für das grauſame Schickſal des jungen Paares iſt allgemein."

Die Italienerin

Im Türkenjahr 1683, das mit Blut- und Feuerschrift in der Chronik Österreichs eingezeichnet steht, wohnte in Wien eine vornehme Courtisane, ebenso berühmt durch ihre wunderbare Schönheit und erlesene Bildung wie berüchtigt durch ihre unerhörte Sittenlosigkeit. Sie war aus Italien gekommen, und deshalb hieß man sie die Italienerin, obwohl niemand ihre wirkliche Heimat wußte; denn sie sprach ebenso rein und geläufig Deutsch, Französisch und Spanisch wie Italienisch; ja, man wollte sogar gehört haben, wie im Gespräch mit einem gelehrten Kirchenfürsten die Laute eines klassischen Latein so natürlich, als sei dies ihre Muttersprache, aus ihrem lächelnden, wohlgeformten Munde kamen. Auch ihr wahrer Familienname war unbekannt; denn der spanisch klingende Name, mit dem sie ihre Briefe in zierlichen und doch energischen Schriftzügen unterschrieb, galt allgemein nicht als ihr wirk-

licher. Man vermutete, daß ſie dieſen verſchweige, um die Ehre der hochadeligen Familie, der man ſie entſproſſen glaubte, nicht durch die Schande zu beflecken, die ihr Lebenswandel ihr zugezogen hatte. Der Glaube an ihre hohe Abkunft gründete ſich nur auf ihre Erſcheinung und ihr Weſen. Sie ſah aus wie eine geborene Königin. Sie war von ungewöhnlich hohem, ſchlankem und biegſamem Wuchs; von den ſich ſchamhaft öffnenden Knoſpen geheimnisvollen Glückes, die ſich unter dem Flor ihres Gewandes verſteckten, wölbte ſich die Bruſt ſanft empor und floß mit den in feiner Linie anſteigenden Achſeln zu einem Halſe zuſammen, der, frei und ſtolz aufſchießend wie der Stengel einer Wunderblume, einen Kopf trug, den niemand zu ſehen vermochte, ohne daß ihm das Herz in einer Empfindung klopfte, die halb Entzücken, halb Bangigkeit war. Im Profil war dieſer Kopf anzuſchauen wie das ernſte Sinnbild alles Hehren und Heiligen, das überirdiſcher Sehnſucht vorſchweben mag. Der himmliſche Ausdruck der ſinnenden Stirn, der unter langen Lidern träumenden Augen, der andächtig ſchweigenden Lippen zwang den Beſchauer auf die Knie, um ſein ganzes Leben, niedrige Freude verſchmähend, tiefen Gedanken und großen Taten zu geloben. Wem aber dieſer Kopf ſein Antlitz

zuwandte, wen die in dunklem Goldbraun aufleuchtenden Augen lockend und verspottend zugleich anblickten, wen diese Lippen anlächelten und mit kindlich silberheller Stimme anredeten: der hätte seine irdische Ehre und ewige Seligkeit für einen einzigen Kuß dieses Mundes hingegeben. Wollte man in Worten zu sagen versuchen, was im Ausdruck ihres Lächelns lag, wenn sie den Eindruck genoß, den ihr Anblick auf jeden übte, der sie zum ersten Male sah, man müßte ein Buch schreiben, voll aller Weisheit und Torheit dieser Welt. Es lag satte Freude in ihrem Lächeln, daß jeder ihr gehörte, den sie ansah, aber auch böser Spott flimmerte darin über der Menschen Schwäche, die wider ihren Willen in ihr das anbeten mußten, was sie tief zu verachten wähnten oder vorgaben; doch diese höhnende Schadenfreude verschwamm in dem Ausdruck verzeihender Gnade, mit dem ihr Auge, einem Joche gleich, auf dem entblößten und knechtisch gebeugten Haupt ruhte, dessen Mund sich inbrünstig auf ihre nachlässig gebotene Hand drückte. Diese längliche, von bläulichen Adern durchzogene Hand hatte eine matte Färbung, als hätte der Kuß einer heißeren Sonne sie leise gebräunt. Diese Hand schien nicht, wie gewöhnliche Menschenhände, ein Werkzeug des Greifens und Haltens, sondern

nur, geſchmückt mit Gold und funkelnden Edelſteinen, dazu beſtimmt zu ſein, ihr zu Füßen gelegte Schätze zu berühren und die Huldigung zu empfangen, die ihre vollkommene Schönheit allen Menſchen abnötigte.

Die Italienerin war, begleitet von einem ſchier fürſtlichen Gefolge, in Wien eingezogen. Aber ihre ſämtlichen Leute, ihre Läufer und Mohren, Köche und Sänftenträger, Zofen und Pagen, voran die blonde, ſchmale, noch junge, aber durch die bläulichen Ringe unter den großen, leeren Augen die Anzeichen frühen Welkens verratende Leibkammerzofe, waren ihrer Herrin offenbar nicht um des reichlichen Soldes willen, ſondern wie aus einem tieferen Naturtrieb bis zu völliger Selbſtentäußerung untertan und gehorſam, obwohl die Italienerin ſich nicht die geringſte Mühe gab, ihre Zuneigung zu erwerben, ſondern ihnen gegenüber, als ob ſie ihre geborenen Sklaven wären, jeder Laune freien Lauf ließ. Die Nachbarn erzählten ſich die wunderlichſten Dinge darüber, wie es in dem kleinen, von einem Garten umgebenen Palaſt zugehe, in dem die Italienerin wohnte. Sie behaupteten, zuweilen die Schmerzensſchreie der Leibzofe zu hören, wenn ihre Gebieterin ſie beim Ankleiden ſchlug, ſo daß der an einen Biſchofsring erinnernde große Ring, den die

Italienerin am Zeigefinger ihrer Rechten trug, auf der Stirn des Mädchens eine blutige Spur zurückließ. Sie munkelten von einem jungen, hübschen Lakaien, den die Italienerin durch einige Wochen hindurch fast allnächtlich in ihr Schlafgemach beschieden habe. Als aber der junge Mensch, ein glutäugiger Südfranzose, aufgeblasen durch die ihm erwiesene Gunst, anfing, sich zu betragen, als ob er der Herr im Hause wäre, degradierte sie ihn zum Stallknecht und behandelte ihn von diesem Augenblick an, als wäre er ihr ganz fremd. Und der Bursche verließ nicht nur nicht den Dienst, sondern ließ es sich sogar ruhig gefallen, als die Herrin im Zorn über einen nachlässig geschnallten Sattelgurt ihm mit der Reitgerte einen Streich über das tieferrötende Gesicht versetzte. Trotz diesen und anderen Vorfällen hatte die ganze Dienerschaft keinen anderen Gedanken, als mit zitterndem Eifer jeden ihrer Befehle auf den Wink zu erfüllen.

Allabendlich versammelte die Italienerin eine glänzende Gesellschaft in ihrem Hause. Fast alle vornehmen und reichen Herren, welche die Anwesenheit des kaiserlichen Hofes nach Wien zog, fast alle staatlichen, höfischen und militärischen Würdenträger gingen bei ihr aus und ein, speisten an ihrer erlesenen Tafel, ge-

nossen den Geist und den Zauber ihrer Unterhaltung und bemühten sich um ihre Huld, wie um die einer Herrscherin. Unter den Gästen der Italienerin gab es keinen, alt oder jung, schön oder häßlich, begütert oder arm, den das Gerücht nicht eine Zeitlang als ihren begünstigten Liebhaber bezeichnete. Was daran Wahrheit war, was Gespinst der Phantasie, die sich dieser fremdartigen Erscheinung bemächtigt hatte, wußte niemand genau; wie denn überhaupt ihre Persönlichkeit, so bekannt sie in der Stadt war, fast allen ein Geheimnis blieb. Manche schalten sie eine öffentliche Dirne und behaupteten, jeder könne sie haben, der eine bestimmte, für die damalige Zeit sehr hohe Geldsumme bezahle. Dem aber widersprach ein durch keine noch so schmutzige Lästerung verscheuchbarer Schimmer von Jungfräulichkeit, der die Italienerin umgab; sie konnte in manchen Momenten, wie etwa bei der Messe, der sie mit Vorliebe in einer kleinen uralten Kirche in der Nähe ihres Hauses beiwohnte, so aussehen, als ob niemals eine unreine Empfindung ihren Busen innen oder außen berührt habe. Auch waren unter ihren ärgsten Lästerern Leute, welche die genannte Summe gewiß bezahlt hätten, wenn der Besitz des schönen Weibes wirklich um diesen Preis zu

erkaufen war. Und wenn auch niemand bezweifelte, daß sie die Mittel zu dem fürstlichen Aufwand, mit dem sie sich umgab, ihrer Schönheit verdankte, so war doch auch augenscheinlich, daß ihre Lebensführung ganz unabhängig von der Freigebigkeit ihrer jeweiligen Verehrer war, unter denen man auch solche nannte, die wahrscheinlich eher von ihr empfingen als gaben.

Zu allen Zeiten pflegten die Menschen, blind gemacht durch sittliche Entrüstung, zwei im innersten Wesen unterschiedene Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens zu verwechseln: die Courtisane, die jeden haben kann, den sie aus irgend einem Grunde haben will, und die sich das Vermögen der von ihr Unterworfenen ganz oder zum Teil als schuldigen Tribut darbringen läßt; und die Dirne, die jeder haben kann, der den Kaufpreis entrichtet. Die Courtisane ist Herrin, die Dirne Sklavin. Auch die Italienerin fiel dieser Verwechselung zum Opfer. Aber so wenig empfänglich auch der Verstand der Menschen für diesen tiefgehenden Unterschied sein mag, so pflegt ihn ihr Gefühl doch deutlich zu empfinden. Es gelingt ihnen nicht, die Verachtung, die sie für die Dirne hegen, auf die Courtisane zu übertragen. Sie ahnen, allem Vorurteil zum Trotz, daß sich die Courtisane mit Recht nicht als Ware fühlt, sondern als

ſelbſtbewußte, ſouveräne Perſönlichkeit. Dieſe Ahnung mengt der mit Verachtung verbundenen Begierde, welche die Courtiſane erregt, eine Wallung jener Ehrfurcht bei, die den Menſchen vor allem Mächtigen beſchleicht. In unſeren Tagen erſchlaffender Männlichkeit iſt dieſe Regung zu einem förmlichen Kultus des Courtiſanenideals in Leben und Literatur ausgeartet.

Hierin lag der Grund des Anſehens, deſſen die Italienerin, aller ſchnöden Gerüchte und Nachreden ungeachtet, ſich in Wien zu erfreuen hatte, und der Untertänigkeit ihrer Diener, obwohl dieſe beſſer als andere wußten, was ihre Herrin war. Das hochmütige Selbſtgefühl, das ſie ſelbſt erfüllte, prägte ſich in der ſchlaffen Grazie ihrer Bewegungen und ihres Ganges aus, in der Art, wie ſie die Menſchen anſah und anredete. Sie pflegte jede Perſon, mit der ſie in Berührung kam, ſofern es die Etikette nicht unbedingt verbot, „du" zu nennen, wie ein ihr untergebenes Geſchöpf. Doch war ihr innerlich herriſches Weſen von ſo viel Kindlichkeit, Heiterkeit und anmutiger Drolligkeit umhüllt, daß es niemand verletzte. Ja, hieraus entſprang ein Teil des von ihr ausſtrahlenden unwiderſtehlichen Zaubers.

Merkwürdigerweiſe erſtreckte ſich dieſer Zauber ſogar auf das weibliche Geſchlecht.

Mochten auch ehrbare ältere Bürgerfrauen ausſpucken und ihr Schimpfworte nachmurmeln, wenn ſie, in der Sänfte thronend, an ihnen vorbeiſchwebte, ſo folgten ihr doch auch Blicke aus Frauenaugen, aus denen nicht nur Neugier, ſondern etwas wie Bewunderung und Neid ſprach. Sie ſahen in ihr, durch alle Unehre hindurch, in die ſie von ihrem ſchönen Kopf bis zu ihren zierlichen Füßen getaucht war, die Frau, der es gelungen war, die Gebundenheit des weiblichen Loſes zu durchbrechen und ſich wenigſtens in der Freiheit des Liebeslebens den Männern gleichzuſtellen. In dem Schauder, den ſie ihnen einflößte, war der heimliche Wunſch verborgen, ſo zu ſein wie ſie. Der tiefe Eindruck, den ſie wenigſtens auf einzelne dem weiblichen Geſchlechte Angehörige machte, wurde der Italienerin durch ein Erlebnis offenbar, das ſogar ihr, für deren erotiſche Erfahrung auch die lichtſcheueſten Falten männlichen und weiblichen Empfindens kein Geheimnis verbargen, etwas Neues und Unerhörtes war.

Eines Abends ließ ſich ein Jude bei ihr melden, der manchmal zu ihr kam, um ihr Juwelen, indiſche Seidenſtoffe oder andere Koſtbarkeiten zum Kauf anzubieten. Sie ließ ihn vor und fragte ihn, während er den Saum ihres Kleides an die Lippen drückte, was er ihr diesmal

bringe. Der Jude, ein noch junger Mann mit blaſſem, von dunklen Schmachtlocken umrahmtem Antlitz, deſſen ſchwarze, brennende Augen begehrlich auf der Hand der Italienerin ruhten, die nachläſſig über die Stuhllehne hing, antwortete mit unſicherer Stimme, daß er diesmal in einer ganz beſonderen Sache komme, die er der Dame nur dann mitteilen könne, wenn ſie ihm verſpreche, ihn nicht mit ihrer Ungnade zu beſtrafen. Als ſie ihm hierauf zu reden befahl, ſagte er, daß er im Auftrag eines der reichſten und angeſehenſten jüdiſchen Kaufleute der Stadt komme; deſſen Frau ſei guter Hoffnung und ganz krank von dem Wunſch, die Schönheit der Italienerin, unverhüllt, wie ſie Gott geſchaffen, anzuſchauen. Wenn die Dame geruhe, dieſe Begierde der Frau zu erfüllen und das Haus ihres Knechtes zu betreten, ſo würde ſtrengſtens vorgeſorgt ſein, daß kein Auge als das der Frau ſie erblicke und niemand von dem ſeltſamen Handel erfahre. Dafür biete ihr der Kaufmann außer ſeinem demütigen Dank tauſend kaiſerliche Dukaten. Auf die Frage, wie denn die Frau auf dieſes ungewöhnliche Begehren komme, verwies der Jude auf ihren zu wunderlichen Grillen neigenden Zuſtand und äußerte die Vermutung, es ſei ihr vielleicht darum zu tun, durch ihre Augen die in ihrem

Schoß reifende Frucht mit einem Abglanz der unvergleichlichen Schönheit der Dame zu begnaden. Die Italienerin entließ den Juden mit dem Bescheid, sie wolle sich die Sache überlegen. Sie soll die Bitte der Frau in der Tat erhört, aber die tausend Dukaten ausgeschlagen haben.

Aber die Italienerin beschäftigte nicht nur die Phantasie von Frauen: auch junge Töchter geachteter Bürgerfamilien warteten vor dem Tor ihres Hauses, wenn sie es verließ oder zurückkehrte. Mit gaffenden Augen verschlangen sie ihre Schönheit und vergaßen, den lächelnden Blick, den die Italienerin im Vorbeischreiten den schüchternen Dingern zuwarf, durch einen Gruß zu erwidern. Einmal, als sie eben aus der Sänfte gestiegen war und den Trägern noch einige Befehle gab, fühlte sie plötzlich, wie sich heiße Lippen auf ihre linke Hand, mit der sie ihre Schleppe emporhielt, preßten. Hinabblickend, sah sie ein Mädchengesicht mit dunkelblauen Augen, die demütig zu ihr emporschmachteten. Ihre Kleidung verriet, daß sie aus wohlhabendem Hause war. Sich umwendend, legte die Italienerin die rechte Hand dem Mädchen auf den blonden Scheitel und gab ihm einen liebkosenden Backenstreich, unter dem das gebeugte Haupt erzitterte. Als die

Italienerin das Vorgärtchen ihres Palaſtes durchſchritten hatte, ſah ſie ſich, ins Haus tretend, noch einmal um. Das Mädchen verharrte noch immer in der Stellung, in der ſie der Italinerin die Hand geküßt und ihre flüchtige Liebkoſung empfangen hatte, als ob ſie ſo die dabei empfundene Seligkeit feſthalten könnte. Seit dieſer Stunde begegnete die Italienerin täglich dem blonden Mädchen auf ihren Wegen und empfing ſeinen ſtummen, ſcheuen Gruß. Dies beſtätigte das hinter ihren Ferſen herſchleichende Geflüſter, daß ſie nicht nur Männer, ſondern wie der doppelgeſchlechtliche böſe Feind, auch Weiber zu berücken ſuche.

In den koſtbaren Smaragd des Biſchofringes, der an der Rechten der Italienerin glänzte und durch ſeine maſive Größe ſeltſam von der Kleinheit und Zartheit der Hand abſtach, die er ſchmückte, waren drei griechiſche Worte eingegraben: *Ἔχω, οὐκ ἔχομαι.* Ein gelehrter italieniſcher Kardinal hatte ihr dieſen Wahlſpruch eines antiken Weiſen mitgeteilt und, da er ihr als knappſter Ausdruck ihrer eigenen innerſten Geſinnung gefiel, ihr den Ring geſchenkt, in den er eingeſchnitten war. Dieſer Spruch, den ſie niemals in das weiche Wachs zu drücken vergaß, mit dem ſie ihre

Briefe verſchloß, gab ihrer Perſönlichkeit und ihrem Leben das Gepräge.

Nur ein einziges Mal, etwa ein Jahr, nachdem ſie ſich in Wien niedergelaſſen hatte, war ſie ihm untreu geworden. Wenn ſie daran dachte, zuckte etwas in ihr wie ein Gewiſſensbiß.

Urſache dieſer Sünde wider ſich ſelbſt war ein junger Offizier der kaiſerlichen Armee, für den ſie, als ſie ihm eines Tages zufällig auf der Straße begegnete, gleich eine ſo unbezwingliche Leidenſchaft faßte, daß ſie die Herrſchaft über ſich ſelbſt völlig verlor und ſich ſo willenlos, wie nur je ein verliebtes Weib, ganz in die Macht des Geliebten gab. Niemals hatte ſie daran gedacht, die Eiferſucht ihrer jeweiligen Günſtlinge zu ſchonen; diesmal verbannte ſie alle Anbeter aus dem Hauſe und lebte ausſchließlich für den einzigen Gebieter. Arpad von Tökely, ſo hieß der Mann, an den ſich die Italienerin verlor, war adeligen Geblütes und magyariſchen Stammes. Wenn es der Natur gefallen hätte, den Lebenskeim, aus dem ſie die Italienerin ſchuf, zum Manne zu entwickeln, ſo wäre Arpad von Tökely daraus geworden; nur bedurfte er als Mann der raffinierten Geiſteskraft nicht, die ihr als Erſatz männlicher Brutalität verliehen war. Vielleicht erklärte

eine dunkle Ahnung dieſer Weſensgleichheit die Unwiderſtehlichkeit der Leidenſchaft, welche die Italienerin dieſem Mann auslieferte. Sogar körperlich glichen ſie einander; in ſeinen männlichen, kühnen Zügen, namentlich in ſeinen Augen und in den durch einen Schnurrbart halb verdeckten ſchöngeformten Lippen, war ein Anflug weiblicher Süße zu verſpüren.

Was ſich zwiſchen dieſen beiden Menſchen abſpielte, iſt des Erzählens unwert, den es war das Nämliche, was ſich immer zugetragen hat, ſo oft eine Courtiſane unter die Gewalt der ein Leben lang von ihr mißbrauchten Leidenſchaft geriet. Tökely behandelte ſie gut oder ſchlecht, wie's ihm gerade einfiel. Aber bei ſeinen leidenſchaftlichſten und zärtlichſten Worten hatte ſie nie das Gefühl, ſeiner Liebe ſicher zu ſein. Wenn er Spielſchulden gemacht hatte, nahm er ihr die Perlen und Juwelen vom Hals und aus den Ohren und zog ihr die Ringe von den Fingern, als ob nicht nur ihre Perſon, ſondern auch ihr Eigentum ihm gehöre. Wenn ihn die Eiferſucht anfiel — wozu ſie ihm nie Grund gab —, beſchimpfte und ſchlug er ſie. Aber ſolches Benehmen ſteigerte nur ihre Leidenſchaft. Sie wollte ihm allein für immer angehören. Deshalb wollte ſie ihr Courtiſanenleben aufgeben und ihn heiraten. Als er ſie,

ſo willkommen ihm ihr Vermögen zur Bezahlung ſeiner ihn erdrückenden Schulden geweſen wäre, wegen dieſes Vorſchlages auslachte, bat und flehte ſie mit inbrünſtigen Tränen, er möge ihr die Vergangenheit verzeihen und ſie zu ſeinem Weibe erheben, bis er ihr zu ſchweigen befahl und das Licht auslöſchte.

Seinetwegen allein entſchloß ſie ſich, in Wien zu bleiben, als ſich die Heeresmaſſen der Türken durch Ungarn und Steiermark wider Wien heranwälzten, als der Hof die Stadt verließ und die Vorſtädte geräumt und auf Befehl Rüdigers von Starhemberg verbrannt wurden. Sie verließ ihren außerhalb der Ringmauern gelegenen kleinen Palaſt, den ihr ein hochadeliger Anbeter geſchenkt hatte, verabſchiedete den größten Teil ihres Troſſes und zog in eine enge Wohnung inmitten der inneren Stadt Wien. Noch einmal beſuchte ſie dort ihr Geliebter; dann kam er nicht wieder. Sie ſchrieb ſein Ausbleiben zuerſt ſeinen militäriſchen Pflichten zu, denn allnächtlich verkündete die Brandröte, die den Himmel gegen Ungarn zu färbte, das fürchterliche Nahen des Feindes. Da erzählte ihr die blaſſe Zofe, die trotz ihrer tötlichen Angſt vor den Türken bei der Herrin geblieben war, Tökely habe ſich mit der einzigen

Tochter eines der reichſten Wiener Bürger verlobt. Den Namen der Braut wußte das Mädchen nicht. Lange hätten die Eltern, abgeſchreckt durch den ſchlimmen Ruf des Freiers, ihre Zuſtimmung verweigert; erſt in der Aufregung und Rührung des Abſchiedes, als die Familie vor den heranziehenden Türkenhorden auf eines ihrer Güter in Mähren flüchtete, ſei es Tökely, der in Wien blieb, gelungen, den Eltern das „Ja“ zu entreißen.

Die Verzweiflung der Italienerin flammte im erſten Augenblick als Zorn wider ihre unſchuldige Zofe auf. Dann ſchrieb ſie einen Brief an Tökely, ſiegelte ihn mit ihrem Biſchofsring und ſchickte ihn dem Ungetreuen. Er kam uneröffnet zurück. Bitter auflachend, betrachtete ſie das Siegel mit dem ruhmredigen Wahlſpruch und zerriß den Brief. Sie verſchloß ſich in ihre Schlafkammer, aß und trank drei Tage nichts, weinte und raſte. Die horchende Zofe vernahm, wie ſie Tökely mit den rührendſten Worten, als ob er vor ihr ſtünde, laut anredete und beſchwor. Als ſie wieder zum Vorſchein kam, wollte ſie fortreiſen; ſie ſprach davon, nach Venedig zu gehen, wo ſie einen Palazzo beſaß. Aber es war zu ſpät. Schon hatte der Türke Wien mit einem ehernen Ring umzingelt. Da wurde die Italienerin ruhig,

badete und ließ sich schmücken und begann, einige ihrer früheren vornehmen Freunde, die sich trotz der stürmischen Zeit nach ihrem Befinden erkundigten, zu empfangen. Sie war wie zuvor. Ja, sie schien durch die Seelenleiden, die sie erduldet hatte, noch schöner geworden zu sein.

Die Belagerung Wiens war im vollen Gange. Bis ins Schlafgemach der Italienerin drang das wilde Allahgeheul der anstürmenden Janitscharen, das Kriegsgeschrei der Verteidiger, das Prasseln der Gewehrsalven und das Donnern der explodierenden Minen. Tag und Nacht erschreckten die dumpfen Schläge der großen Kirchenglocke auch jene Bewohner Wiens, die durch diese Notzeichen nicht zum Kampf in die durch die Türken gesprengten Breschen der Stadmauer gerufen wurden.

Eines Abends, zu später Stunde, lag die Italienerin auf ihrem mit einem Löwenfell bedeckten Ruhebett und las beim Schein einiger Wachskerzen in einem Buch, während die Zofe zu ihren Füßen in ihrer Angst um Rettung vor den Türken zu beten schien. Auf einen bewegten Tag, an dem mehrere gefährliche Stürme mit äußerster Anstrengung zurückgeworfen worden waren, war eine unheimlich

ruhige Nacht gefolgt. Plötzlich erklang in der lautloſen Stille die Hausglocke. Auf einen Wink ihrer Herrin ging die Zofe, ihre Angſt verbergend, hinab, um zu fragen, wer noch ſo ſpät Einlaß begehre. Sprachlos vor Aufregung kam ſie zurück, und es bedurfte wiederholten Befehles, bis ſie herausſtotterte, Herr von Tökely ſei unten und bitte, vorgelaſſen zu werden. Nach kurzem Stillſchweigen, während deſſen ſich die heftigſten entgegengeſetzten Empfindungen und mannigfachſten Gedanken in dem aufgerichteten Kopf der Italienerin kreuzten, gebot ſie der Zofe kurz, Herrn von Tökely einzulaſſen und, ſo lange er da ſei, draußen zu bleiben.

Arpad von Tökely, der alsbald eintrat, war ſehr verändert. Quer über die Stirn trug er eine ſchwarze Binde, unter der einige Blutstropfen hervorgequollen und eingetrocknet waren. Seine Uniform war zerfetzt; ſein von Pulverdampf geſchwärztes Geſicht war mager geworden und zeigte die Spuren anſtrengender Kämpfe, erſchöpfender Nachtwachen und ſorgenvoller Aufregung. Er ſchritt, ohne die geringſte Verlegenheit zu verraten, mit einer Bewegung auf die Italienerin zu, als ob er ihre Hand ergreifen wolle. Sie aber, ohne die Stellung, in der ſie ihn auf dem Löwenfall erwartet hatte, im mindeſten zu verändern, fragte mit

dem gleichgültigsten Ton, den sie ihrer klopfenden Brust abzwingen konnte, was ihn zu ihr führe. Dabei verwandte sie keinen Blick von seinem Gesicht; sie vermochte nicht zu erraten, was er von ihr wollen könne. Nur empfand sie sofort, daß es ihm um etwas anderes als um die Wiederanknüpfung des zerrissenen Liebesverhältnisses zu tun war. Er schien zu schwanken, welchen Ton er gegen die Frau, die er so tief beleidigt hatte, wählen sollte; dann sagte er mit gesenkter Stimme, er habe eine Bitte. Er befinde sich in einer furchtbaren Lage, aus der niemand als sie, wenn sie das Vergangene vergeben und vergessen wolle, ihn vielleicht erretten könne. Um was es sich handle, fragte sie kurz. Um meine Braut, sagte er entschlossen. Ein Laut der Überraschung entfuhr ihr. Auf solche Kühnheit war sie nicht gefaßt. Ohne ihre Aufforderung abzuwarten, zog er einen Stuhl zu ihrem Ruhebett und setzte sich; er vermied es, sie anzusehen, während ihr Auge festgesogen an seinem Antlitz hing. In kurzen Worten, ohne eine Gemütsbewegung zu verraten, erzählte er hierauf, daß seine Braut, als sie mit ihren Eltern vor den Türken nach Mähren flüchtete, einer schweifenden Abteilung Janitscharen in die Hände gefallen sei. So viel er zu erfahren vermochte, habe die Horde

die Eltern niedergemacht, das Mädchen aber als willkommene Beute ins Türkenlager geschleppt, wo sie, wie er von einem Überläufer wisse, sich jetzt befinde nnd ihrer Schönheit wegen von den übrigen Christensklaven abgesondert gefangen gehalten werde.

Während sie ihm zuhörte, bemerkte die Italienerin, daß ihn das Schicksal seiner Braut viel tiefer bekümmere, als er sie merken lassen wollte. Als er schwieg, fragte sie gleichgültig, was denn sie mit dieser Sache zu tun habe.

Zum ersten Male sah er ihr voll ins Gesicht. „Du sollst sie retten", sagte er. „Ich?" rief sie beinahe lachend aus; „wie kann ich denn das?" „Geh hinaus ins Türkenlager zum Großvezier und bitte sie frei," sagte er fast flüsternd; „dir kann kein Mann widerstehen, wenn du willst, auch nicht der Großvezier." Die Italienerin konnte einen Aufschrei der Verblüffung nicht ersticken. Sie ließ die Füße vom Lager sinken und richtete den Oberkörper auf. Eine Minute glaubte sie wirklich, er sei verrückt geworden. Sie gewahrte, daß Tökely eine Träne unter dem Lid hervorquoll. „Meinst du das im Ernst?" fragte sie. Er zuckte die Achseln. „Ich kann's ja begreifen," sprach er, „wenn du mich auslachst und fortjagst mit meiner Bitte, aber . . ." Er hatte einen Appell an ihre

Großmut hinzufügen wollen; er brachte ihn nicht über die Lippen. „So bleibt mir nichts übrig als ein verzweifelter Versuch, ob ich mich mit ein paar verwegenen Kerls zu ihr durchschlagen kann," fuhr er fort und stand auf; „aber das ganze Lager liegt dazwischen!" Offenbar kam ihm jetzt der Gedanke, zu erproben, ob denn von der grenzenlosen Gewalt, die er ehedem über dieses Weib ausgeübt hatte, gar nichts übrig sei. Er warf sich vor ihr nieder, ergriff ihre beiden Hände und sah ihr mit wortlos flehendem Ausdruck in die Augen. Sie fühlte sich bei der körperlichen Berührung von einem Nachgefühl der Empfindung überrieselt, mit der Tökely sie geknechtet hatte; aber, statt sie zu rühren, weckte das den Haß in ihr. Zornig hieß sie ihn aufstehen. Er gehorchte, während sie sich an seinem bekümmerten Gesicht weidete. „Du liebst deine Braut wohl sehr?" fragte sie. Er nickte. Als sie fortfuhr, ihn über den Namen seiner Braut und andere Umstände auszufragen, gab ihm ihr anscheinend erwachendes Interesse neue Hoffnung. „Du kennst sie ja," rief er mit plötzlichem Einfall, „entsinnst du dich nicht eines hübschen, blondhaarigen Mädchens, daß dir täglich irgendwo zu begegnen und dich zu grüßen wußte? Wie oft stand sie an deinem Haustor, wenn du

kamſt oder gingſt! Sie war wie verliebt in dich! Ihre armen Eltern verboten ihr umſonſt, dir nachzulaufen. Ich glaube, ich habe ihr zuerſt nur darum gefallen, weil ich dich kannte. Arme Grete!“ Während er ſo ſprach, ſtrich ſich die Italienerin mit der Rechten leiſe über ihren linken Handrücken, als ob ſie dort noch die Glut jenes Kuſſes von Mädchenlippen ſpürte. Die zu ihr aufſchmachtenden dunkelblauen Augen erſchienen vor ihrer Phantaſie. Sie ſah Tökely an und preßte ihre Oberzähne ſo feſt auf die Unterlippe, daß dieſe weiß wurde. Dann befeuchtete ſie mit der roſigen Zungenſpitze ihre Lippen und ſagte: „Ich werde ins Lager zum Großvezier gehen. Verſchaffe mir nur die Möglichkeit, hinauszukommen.“ Sie entzog ihm die Hand, die er in ſtürmiſcher Freude zu küſſen verſuchte. Sie entdeckte in ſeinem Auge das verſtohlene Aufleuchten des Triumphes, daß ſie, die ſtolze Italieneren, obwohl von ihm verraten, doch noch tun mußte, was er wollte. Sie verabſchiedete ihn. „Wenn mich der Großvezier nicht ſelbſt bei ſich behält, dann kannſt du dir übermorgen deine Braut bei mir abholen,“ waren ihre letzten Worte. Das häßliche Verziehen ihres Mundwinkels, mit dem ſie dieſe Worte begleitete, entging ihm.

Schon am zweitnächsten Vormittag, der diesem Abend folgte, erfuhr Arpad von Tökely durch das Gerücht, daß die Italienerin, begleitet von einem türkischen Parlamentär mit weißer Flagge, wohlbehalten aus dem feindlichen Lager in die Stadt zurückgekehrt sei. Ihrer Schönheit, so erzählte man, sei es gelungen, dem alten Großvezier die Freiheit einer ganzen Schar gefangener Christenmädchen abzuschmeicheln. Überall pries man ihren Heldenmut und war geneigt, statt sie ihres schändlichen Gewerbes wegen zu verachten, ihre buhlerischen Künste zu segnen und zu bewundern, durch die sie unschuldige christliche Jungfrauen vor einem erbarmungswürdigen Los gerettet hatte.

Tökely benutzte den ersten ruhigen Moment, um von der Bresche, wo er den Dienst versah, zur Italienerin zu eilen. Sie empfing ihn auf demselben Ruhelager wie vorgestern. Neben ihr kniete Tökelys Braut; ihr blondhaariger Kopf lag auf den Schoß der Italienerin, die mit ihrer linken Hand über ihn hinstrich, als ob sie ihr Schoßhündchen streichle.

Bei Tökelys Eintritt öffnete das Mädchen die Augen, hob den Kopf und empfing, ohne sie zu erwidern, die stürmischen Küsse, mit denen ihr Bräutigam, dem Tränen der Freude

über die Wangen liefen, ihr errötendes Geſicht bedeckte. Als er die Kniende an ſeine Bruſt emporheben wollte, ſank ihr ſchlanker Körper, ohne daß ſie ſich geſträubt hätte, wie durch eigene Schwere alsbald wieder auf den Platz zurück, von dem er ihn fortzunehmen verſuchte.

Auf ſeine ſich überſtürzenden Fragen, was mit ihren Eltern geſchehen ſei, wie es ihr ergangen, ob die Türken ſie ſchlecht behandelt hätten, gab ſie keine Antwort, als ob ſie die Fähigkeit, zu ſprechen, verloren hätte. Sie ſchien ſich vor ihrem Bräutigam zu fürchten und ließ, als er ſie wieder an die Bruſt ziehen wollte, ein leiſes, abwehrendes Wimmern hören. Ihr abgehärmtes, ſchier durchſichtig gewordenes Geſicht hatte einen angſtvollen Ausdruck; ihre weit geöffneten Augen hingen an den geſchloſſenen Lippen der Italienerin, als ob dieſe für ſie dem Manne, der ſie bedrängte, antworten müſſe. Während die Italienerin dieſer ſonderbaren Szene mit kaum merklichem Lächeln zuſah, wickelte ſie langſam, in Gedanken, eine Haarſträhne des Mädchens um ihren linken Zeigefinger. „Wie es mir bei den Türken ergangen," ſagte ſie endlich, „fragt Ihr nicht?" Als Tökely ſich entſchuldigen wollte, unterbrach ſie ihn: „Ihr tut recht, nicht zu fragen, Herr von Tökely. Alles iſt ungefähr ſo verlaufen,

wie Ihr's Euch ja gedacht haben müßt, als Ihr mir dieſes bedenkliche Geſchäft auftrugt. Hoffentlich habe ich es zu Eurer Zufriedenheit ausgeführt. Seine Exzellenz der Großvezier iſt ein ſehr liebenswürdiger alter Herr. Ich mußte ihm ſchwören, ihm nach Konſtantinopel zu folgen, falls es ihm gelingen ſollte, Wien zu erobern, woran er nicht zweifelt. Zum Abſchied hat er mir dieſe junge, hübſche Sklavin geſchenkt. Ich ſchenke ſie Euch, Herr von Tökely!" Und mit einem kurzen Ruck riß ſie den auf ihrem Schoß ruhenden Kopf des Mädchens empor.

War es der Schmerz oder eine andere Urſache: dieſe Worte der Italienerin gaben dem Mädchen die Sprache wieder: „Nein, nein, nein," ſchrie ſie auf, „verſchenkt mich nicht, Signora! Ich gehöre Euch, ich bin Eure Sklavin, ſo lang ich lebe! Verſchenkt mich nicht, Signora, bitte, bitte, bitte!" Sie ergriff mit beiden Händen die rechte Hand der Italienerin und ließ ungezählte inbrünſtige Küſſe raſch auf ſie niederregnen. „Dummes Ding," ſagte die Italienerin in dem gütigen Ton, mit dem man einem eigenſinnigen Kinde zuredet; „dieſer ſchöne Herr iſt dein Bräutigam. Er hat dich lieb. Er hat mich gebeten dich zu befreien und ihm zu bringen; und weil ich alte Verpflich-

tungen gegen ihn hatte, habe ich's getan. Alſo ſei geſcheit; weine nicht. Steh auf und geh mit ihm." Aber weder freundliche Worte noch der ſcharfe Ton, mit dem die Italienerin dem Mädchen ſchließlich befahl, aufzuſtehen und Tökely zu folgen, übten auf das ſich wie verzweifelt geberdende Geſchöpf eine andere Wirkung, als daß ſie ſchluchzend, als ob ihr von ihrem Bräutigam die ungeheuerſte Gefahr drohe, fort und fort wiederholte: „Verſchenkt mich nicht, Signora, verſchenkt mich nicht!" Sie umklammerte mit beiden Armen den Leib der Italienerin und war offenbar entſchloſſen, ſich nur mit Gewalt von dieſer Stelle wegreißen zu laſſen. In den Zügen der Italienerin erloſch das Lächeln, mit dem ſie bisher das Betragen des Mädchens und die ſteigende Verlegenheit Tökelys betrachtet hatte; ſie wickelte ihren Finger aus der Haarſträhne los; ihre dunklen Brauen zogen ſich zuſammen. „Herr von Tökely," ſagte ſie ſtreng, „es iſt wohl nicht Euer Wunſch, Eure Braut bei mir zu laſſen. Ich erſuche Euch ernſtlich, ſie mit Euch zu nehmen." Tökely näherte ſich ſeiner Braut. Die aber bäumte ſich gegen ihn wie eine wilde Katze. „Rührt mich nicht an!" ſchrie ſie; und wieder die Italienerin umfaſſend, flehte ſie: „Laßt mich Eure Sklavin ſein, Signora, verſchenkt mich

nicht, Signora!" Die Italienerin schüttelte den Kopf. „Wenn Ihr Gewalt brauchen wollt, Herr von Tökely," sagte sie, „ich werde Euch nicht hindern." Tökely aber, erglühend vor Scham und Zorn, zuckte die Achseln, verbeugte sich vor der Italienerin und wandte sich dem Ausgange zu.

„Vergeßt nicht, zurückzukommen," rief ihm die Italienerin nach, „wenn dieses starrköpfige kleine Fräulein wieder zur Vernunft gekommen ist. Bei mir kann Eure Braut nicht bleiben."

Während das Mädchen unter Tränen Ergüsse des Dankes und sklavischer Zärtlichkeit in den Schoß der Italienerin stammelte, befeuchtete diese, die Augen halb schließend, mit ihrer Zungenspitze ihre Lippen, mit einem Ausdruck, als ob sie die betäubende Süße einer auserlesenen Rache genieße.

So oft der Verzweiflungskampf in der Bresche Tökely eine halbe Stunde freiließ, kam er in den folgenden Wochen in die Wohnung der Italienerin, um seine Braut von ihr zu holen; aber immer mit demselben Mißerfolg. Das Mädchen erklärte ihm, er sei ihr völlig gleichgültig, ja, sie hasse ihn und sie würde lieber sterben, als nicht mehr die leibeigene

Sklavin der Signora ſein, die ſie mit Gefahr ihres Lebens den fürchterlichen Türken entriſſen habe. Sie ſprach von ihr, wie von einem höheren Weſen, mit vor Inbrunſt erbebender Stimme und ekſtatiſchen Augen. Sie war ihr die lebende Verkörperung alles Freien, Süßen, Prächtigen und Geheimnisvollen, das dem Leben den tötlich ſchönen Reiz verleiht. Dabei veränderte ſie ſich an Körper und Geiſt. In ihrem hübſchen Kindergeſicht, in ihren dunkelblauen Augen begann etwas zu erwachen, etwas Neues und Fremdes, das die innige Zuneigung, die Tökely bisher für ſeine Braut empfunden, zu einer Leidenſchaft ſtachelte, wie er ſie noch nie gefühlt hatte, ſo daß ihm die Abweiſung, die er, dem noch kein Weib widerſtanden, unter den Augen der von ihm weggeworfenen Italienerin erfahren mußte, beinahe von Sinnen brachte. Er behauptete in ſeiner Raſerei, daß ſie, die immer die lächelnde Zeugin ſeines verzweifelnden Werbens war, durch geheime Künſte das Herz ſeiner Braut von ihm abwende. Die Italienerin lachte und ließ Tökely mit dem Mädchen allein. Tökely ließ alle ſeine Künſte ſpielen: er bat, ſchmeichelte, flehte und drohte; aber er erreichte nur, daß ſie ihn zuerſt bemitleidete und ihm ſchließlich ihre Verachtung kaum verhehlte. Inzwiſchen wurde die Stadt

durch das Reichsheer und die Truppen der polnischen Krone entsetzt und die Türken zogen ab, nachdem sie die noch übrigen christlichen Gefangenen niedergemetzelt hatten.

Seiner selbst kaum mehr mächtig, verklagte endlich Tökely die Italienerin beim erzbischöflichen Gericht, daß sie ihm seine verlobte Braut durch teuflische Hexenkunst entfremdet habe und an sich fessele.

Ein Dominikanermönch erschien bei der Italienerin, um in erzbischöflichem Auftrag festzustellen, welche Wahrheit dieser abenteuerlichen Anklage zugrunde liegen möge. Die Italienerin merkte, daß die Sache ernst zu werden drohe; auch hatte sie sich an den Qualen und der Demütigung Tökelys satt geweidet. Daher rief sie das Mädchen vor ihr Angesicht und erklärte ihr, daß sie nun ihr Haus verlassen und dem hochwürdigen Pater dahin folgen müsse, wohin er sie führen werde. Obwohl dem Mädchen fast das Herz brach, war es ihr doch unmöglich, der Italienerin in irgend etwas nicht zu gehorchen. Sie senkte ergeben, wenn auch leichenblaß, das Haupt. Da streckte ihr die Italienerin, die Hand leicht abwärts biegend, ihren Bischofsring hin, auf dessen Smaragd das Mädchen niederkniend ihren Mund in einem langen, saugenden Kuß preßte.

Die Italienerin aber drückte ihr, sie fest ansehend, den Stein des Ringes wie ein Siegel auf die weiße Stirn, so daß der Abdruck des Wahlspruches der Italienerin auf der feinen Haut zu sehen war, und flüsterte kaum hörbar: „Du bist mein.“ Dann ging das Mädchen ruhig mit dem Pater.

Einige Tage nachher war die Italienerin aus Wien verschwunden. Aber auch das Mädchen war aus dem Frauenkloster entsprungen, in das man sie gesperrt hatte, um sie von ihrer seltsamen Bezauberung zu heilen. Man verdächtigte den jungen Hebräer, welcher der Italienerin das sonderbare Verlangen der jüdischen Kaufmannsfrau überbracht hatte, dem Mädchen zur Flucht verholfen zu haben, und setzte ihn ins Gefängnis; aber da ihm nicht das Geringste zu beweisen war, mußte man ihn bald wieder freilassen.

Arpad von Tökely sah seine Braut niemals wieder. Erst lange nachher drang ein Gerücht zu ihm, daß sie, nachdem sie die Italienerin jahrelang als Dienerin oder Freundin begleitet und sich schließlich in Feindschaft von ihr getrennt hatte, selbst eine der gefährlichsten Courtisanen Italiens geworden war.

LANE MEDICAL LIBRARY
STANFORD UNIVERSITY MEDICAL CENTER
STANFORD, CALIFORNIA 94305
FOR RENEWAL: PHONE 723-6691

DATE DUE

K
502
S4B4
1984
LAW
HIST